

Bibliothek

Unterhaltung

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novelle „Die Familie Peplinski“ von Ernst Otto Hopp. (S. 146)
Originalzeichnung von E. Buffetti.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.
Vierter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Das Geheimniß der Tiefe.

Roman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Vielleicht gingen diese Gedanken blitzschnell durch das Hirn Karl Bollmann's, während er noch immer athemlos auf das unheimliche Geräusch da draußen lauschte und unschlüssig schien, ob er den Riegel der Stubenthür vorschieben oder den Riegel der Tapetenthür zurückreißen sollte.

Und dann ließ er plötzlich beide Arme schlaff niederfallen, setzte sich auf den am Tisch stehenden Schemel und legte wie schlafend den Kopf auf das harte Holz der Tischkante.

So fanden ihn die beiden Polizeibeamten, welche gleich darauf das Zimmer betraten und den Schein ihrer Blendlaternen auf das Gesicht ihres Opfers fallen ließen.

Der Eine von ihnen schien den Verbrecher genauer zu kennen. Er legte seine Hand auf dessen Schulter und sagte gutmüthig: „Holla, mein Junge, das hilft Dir nun nichts mehr. Mit dem Schlafen war das wohl ohnehin nicht ernst gemeint, da muß man sich nicht so zusammenkauern und mit den Augenlidern zucken. Es hat wohl keinen Ausweg mehr gegeben, he?"

Karl Bollmann öffnete die Augen und stand auf. „Ich gehe ja schon mit," entgegnete er ruhig; „holen Sie

man das Schließzeug heraus, Herr Wachtmeister, ohne das werden Sie es doch nicht thun."

„Das könnte stimmen, mein Junge. Also bitte, hier die rechte Hand, und da die linke. So — das ist brav. Du bist vernünftiger geworden, Karl, seitdem ich Dich das letzte Mal holte, aber damals waren wir auch alle Beide jünger."

Bollmann warf einen flüchtigen Blick auf das graubärtige Gesicht des Beamten. „So, das sind Sie," sagte er kopfnickend. „Ich hatte Sie nicht gleich wieder erkannt, Herr Wachtmeister, obgleich ich Ihnen damals wohl einen Richtigen in die Pfanne gegeben habe. Was thut man nicht um das bischen Leben und Freiheit, aber Sie haben Recht, es ist besser, sich zu ducken, man kommt doch nicht daran vorbei."

Sie hatten die Straße betreten und gingen schweigend neben einander her; hier und da lugte wohl ein wüster Kopf hinter blinden und zerbrochenen Fensterscheiben hervor, aber wenn es auch in dieser Gegend ein Leichtes gewesen wäre, den Gefangenen zu befreien, so regte sich doch keine Hand und kein Fuß. Wieder Einer — an wen kommt morgen die Reihe?

„Was soll ich denn diesmal verbrochen haben?" nahm Bollmann nach einer Pause das Wort.

Der Wachtmeister sah seinen Gefangenen von der Seite an und pfiff leise zwischen den Zähnen.

Gewiß, er hätte ja schließlich selbst von der Sache angefangen, denn es werden unter der Wucht augenblicklicher Eindrücke auf dem Wege von der Arretur bis zur Haftzelle so unendlich viele Geständnisse abgelegt. Wenn erst die eisenbeschlagene Thür sich hinter den Gefangenen geschlossen hat, wenn die Stille der ersten Nacht ihm Gelegenheit gab, jene Gespinnste zu weben, welche die Hand des Richters erst wieder zerreißen muß, dann wird nur noch in den

seltensten Fällen der Wahrheit freiwillig ihr Recht gegeben. Deshalb pflegt man bei Kapitalverbrechern zur ersten Verhaftung des Verdächtigen besonders geschickte Beamte auszuwählen.

Ja, der Wachtmeister hätte schon aus freien Stücken von der Sache angefangen, aber daß sein Gefangener es that, war psychologisch interessant. Der Mann mußte Mehreres auf dem Gewissen haben, und nicht nur eine That, und er wollte durch diese Frage erforschen, wegen welchen Verdachtes man ihn verhafte, und nach welcher Richtung er sich zu vertheidigen habe.

War es doch schon vorgekommen, daß ein wegen Einbruch plötzlich gefaßter Verbrecher im ersten Affekt betheuerte, er habe den Mord, dessen man ihn bezichte, nicht begangen, und daß dieses unüberlegte Wort zuerst den Schleier von einem tiefen Geheimniß lüftete.

„Du wirst es schon selbst wissen, mein Junge,“ sagte der Beamte ruhig. „Wegen einer gemausten Semmel holen wir euch nicht aus dem Gängeviertel heraus, da müßten wir wenig zu thun haben; aber daß wir Dein Kerbholz von oben bis unten kennen, darauf kannst Du Gift nehmen, Karl Bollmann. Es wird schon am besten sein, wenn Du gleich mit dem Schlimmsten anfängst, und Farbe bekennst, und für den Fall will ich Dir gern eine ruhige Nacht verschaffen, in den vergangenen wird wohl ohnehin Jemand an Deinem Bette gestanden haben, he?“

Der Zuchthäusler blickte finster vor sich nieder und schwieg.

Er hätte wohl sprechen können von einer Gestalt, die an seinem Bette — o traurige Ironie! — gestanden und ihm unablässig gewinkt hatte, von jenem lichten Engel der Freiheit, dessen Antlitz den Elendesten unter unseren Brüdern fast immer verhüllt, und nur im Traume als Märchen erscheint, aber was sollte das jetzt in dieser Stunde? —

So erreichte der traurige Zug das Gerichtsgefängniß, und Bollmann wurde in seine Zelle eingeschlossen.

Aus der Sorgfalt, mit der dies gaschah, und aus der besonderen Einrichtung seiner neuen Behausung konnte Bollmann nach seiner bisherigen Erfahrung schließen, daß der Weg aus diesen Mauern an den Schranken des feierlichsten aller Gerichtshöfe vorbeiführen werde. Er streckte sich auf die Pritsche mit jenem Gefühl, das einen todkranken Menschen beschleichen muß, wenn er von den Aerzten zu einer Operation um Leben und Tod auf die Matratze gelegt wird.

Als einige Stunden später zwei Gefängnißbeamte durch das kleine versteckte Guckloch an der Thür lugten, sagte der Jüngere von Beiden: „Er schläft — weiß Gott, er schläft wirklich — sollte es doch nicht an dem sein?"

Der Aeltere aber zuckte die Achseln und entgegnete im Tone der Erfahrung: „So Einer ahnt, daß er beobachtet wird; Du würdest Dich wundern, Kamerad, wenn Du wüßtest, wie er angstvoll auf jedes Geräusch lauert, und wie es in seinem Inneren aussieht." — — — — —

Das Gesetz befiehlt, daß der Verhaftete spätestens am Tage nach seiner Einlieferung in das Gefängniß durch einen Richter über den Gegenstand der Beschuldigung gehört werden soll, und diese Vorschrift des Rechts ist eine barmherzige Milderung seiner nothwendigen Härte.

Ach wohl in den meisten, vielleicht in fast allen Fällen wissen ja die Betroffenen, um was es sich handelt; sie werden kaum jemals im Stande sein, ihre Freiheit durch diese erste summarische Vernehmung wieder zu erlangen, und ihre Vertheidigung hängt nicht davon ab; aber es ist besser, seinem Gegner in das Auge zu blicken, als seine Faust heimlich im Nacken zu spüren. Es ist eine Wohlthat.

Auch Karl Bollmann stand am folgenden Tage vor seinem Richter.

Es mochte ungefähr um dieselbe Stunde sein, in welcher der „Neptun" den Hamburger Hafen verlassen sollte, um unter der Führung seines neuen Kapitäns die ostindische Fahrt anzutreten, und Wind und Wetter schienen für den Beginn der Reise günstig zu sein.

Das Sonnenlicht fiel hell durch die hohen Fenster des Amtszimmers, und Karl Bollmann mußte seine in dem Dämmerlicht des Gängeviertels geschwächten Augen schließen, um nicht von dem Boten des Himmels geblendet zu werden.

Vielleicht dachte er auch daran, daß diese Sonne bei ihrem Hinscheiden für ihn die Freiheit zu hinterlassen bestimmt gewesen war, und daß sie nun hinter einer Mauer niedergehen werde, anstatt in das unendliche Meer, und vielleicht kam ihm die Erinnerung zurück, daß er als Kind habe weinen können, und die Frage, ob er es verlernt. —

Da hob der alte Richter, auf dessen milden Zügen nichts von seinem harten Beruf geschrieben stand, die Augen zu dem Gefangenen und sagte: „Karl Bollmann, Sie sind beschuldigt, in der Nacht vom 30. auf den 31. Juli dieses Jahres den Handelsmann Heinrich Jürgens, Kleine Bäckerstraße 12, beraubt und ermordet zu haben. Was wollen Sie auf diese Beschuldigung erwiedern?"

Der Protokollführer hatte den die Formalitäten enthaltenden Vordruck des Protokollbogens ausgefüllt; er hatte mit einem stillzufriedenen Kopfnicken und einem devot-vertraulichen Subalternlächeln die Thatsache registrirt, daß Inkulpat bereits wegen Todtschlags Zuchthaus erlitten habe, dann machte er einen gewaltigen Schnörkel, lehnte sich behaglich zurück und zog die Mundwinkel nieder, als ob er sagen wollte: „Nun kann das Lügen losgehen."

Da schnellten die nächsten Worte des Zuchthäuslers ihn federartig in die Höhe. Karl Bollmann hatte eine Bewegung mit der Hand gemacht, als ob er irgend etwas von sich hinwegscheuchen wollte, und dann geantwortet:

„Daß ich den alten Mann beraubt habe, ist ja schon richtig, Herr Rath, und dafür will ich meine Strafe gerne hinnehmen; aber ermordet habe ich ihn nicht, so wahr ein Gott im Himmel ist. Wenn Sie mich deshalb verurtheilen wollen, so wird zu dem vielen Unrecht, was auf der Welt geschieht, noch eines hinzukommen; daran ist dann nichts zu ändern."

Das war eine müde, gleichgiltige Vertheidigung, die nicht im Stande sein konnte, einen Eindruck zu hinterlassen, weil sie an sich selbst nicht zu glauben schien, aber dennoch war sie in ihrer Ungeheuerlichkeit seltsam.

Ein Raubmörder, der den Raub zugibt und den Mord leugnet?

Aber es gibt nichts Wunderbares, was einen Richter aus der Fassung bringen dürfte, und es gibt kein Leugnen, an dem er achtlos vorüberzugehen berechtigt wäre, blos weil es ein Leugnen ist.

Auch der Untersuchungsrichter bewegte keine Miene seines faltenreichen Gesichts.

„Lassen Sie uns von Anfang beginnen," sagte er ruhig. „Sie gestehen zu, den Handelsmann Jürgens beraubt zu haben. Waren Sie allein?"

„Ich war allein."

„Sie kannten den alten Mann von früher und wußten, daß er wohlhabend sei?"

„Wer sollte ihn nicht kennen?" sagte Bollmann finster. „Gesehen habe ich ihn freilich nie, sondern nur von ihm gehört."

„Wie sind Sie in die Wohnung gelangt?"

„Ueber die Dächer und durch Eindrücken der Fensterscheibe mit einem Pechpflaster. So machen sie es ja Alle, Herr Untersuchungsrichter, warum sollte ich es nicht nachmachen? Ich bin doch ein Verbrecher!"

„Was haben Sie dann begonnen?"

„Ich habe — —"

Karl Bollmann schwieg einen Moment und blickte vor sich nieder. Dann fuhr er leiser fort: „Sie wissen ja doch, wie das zugeht, Herr Untersuchungsrichter. Man erbricht ja wohl alle Kasten und Kästen und rafft zusammen, was Einem unter die Hände kommt. Ist es nicht so?"

„Ich will nicht wissen, was zu geschehen pflegt, sondern was geschehen ist," sagte der Richter. „Man hat kaum irgend welche Spuren eines Raubes vorgefunden. Sie sind demnach in Ihrer Arbeit gestört worden?"

Der Verbrecher nickte, und Jener fuhr fort: „Der alte Mann, auf dessen Habe es abgesehen war, schlief im Nebenzimmer. Er erwachte von dem Geräusch; er richtete sich auf und verursachte dabei selbst einen Laut. Ist es nicht so gewesen?"

„Ja," sagte Bollmann tonlos.

„Sie hielten in Ihrer Arbeit inne, lauschten und vernahmen, wie Jürgens aus dem Bett sprang. Zur Flucht war es zu spät, da rissen Sie die Thür auf —"

Der Richter machte abermals eine Pause und sah den Gefangenen an. Er hatte seine Erinnerung auf jenen entsetzlichen Augenblick zurückführen und durch das Zutreffende der Schilderung ein Geständniß erleichtern wollen. Es schien ihm gelungen zu sein.

Karl Bollmann stand da — zitternd und mit weitgeöffneten Augen. Er bog unwillkürlich die Kniee zusammen, als wenn er abermals jenen raubthierartigen Sprung nach der Thür ausführen wollte, den er damals gethan haben mochte.

„Und nun begann ein entsetzlicher Kampf," fuhr der Richter fort. „Sie packten Ihr Opfer, warfen es auf den Fußboden nieder —"

„Nein!" schrie Bollmann dazwischen.

„Vielleicht währte der Kampf auch nur einige Sekunden," sagte Jener ruhig. „Hier der alte, schwache Mann, dort die brutale Kraft. Also nieder mit dem Opfer auf die Erde, mit dem Kopf zwischen das dort liegende Gerümpel, dann das Deckbett über den Mund —"

„Nein!" schrie Bollmann abermals.

Der alte Mann schob die Akten bei Seite, erhob sich von seinem Platze und trat dicht vor den Untersuchungsgefangenen.

„Ich bin nicht dabei gewesen, Bollmann; ich nicht. Ich schildere nur, was bei solchen Anlässen immer zu geschehen pflegt, und was aller Wahrscheinlichkeit nach auch in jener Nacht zwischen Ihnen und Ihrem Opfer vorgegangen sein wird, Sie wissen das besser, Bollmann, denn Sie waren dort. Und wenn Sie allein dort gewesen sind, dann müssen Sie mir auch mittheilen können, wessen Hand den Ermordeten erdrosselt hat."

Sie schwiegen Beide einen Augenblick, und der Aktuar machte eine ungeduldige Bewegung. Was sollte das Alles, die Frühstückszeit war herangekommen!

Dann sagte Bollmann: „Herr Rath, es ist doch mein gutes Recht, stillzuschweigen; nicht wahr?"

„Gewiß; aber Sie thun es auf Ihre Gefahr und Rechnung."

„Auf meine Gefahr. Man wird glauben, daß ich Zeit gewinnen will, um Märchen auszuspinnen; das muß ich auf mich nehmen. Aber heute red' ich kein Wort mehr, sondern ich bitte, mich in meine Zelle zurückführen zu lassen."

Und so geschah es.

Am folgenden Tage aber ließ Bollmann sich freiwillig vorführen.

„Verzeihen Sie, Herr Untersuchungsrichter," sagte er ohne eine Spur von Erregung, „verzeihen Sie mir, daß

ich Ihnen Ihr Amt so schwer mache. Aber es geht nicht anders, und wenn ich heute ein ganz aufrichtiges Geständniß ablegen will, so hängt das auch wieder nur von einer Frage ab. Ich möchte nämlich gerne wissen, ob das Handelsschiff ‚Neptun‘, Kapitän Brook, welches gestern eine Reise nach Ostindien antreten sollte, wirklich den Hamburger Hafen verlassen hat und sich auf See befindet. Sie können mir das vielleicht sagen, ohne eine Amtspflicht zu verletzen, und wenn ich auch die Absicht hatte, just mit diesem Schiffe Europa zu verlassen, so kann Ihnen das nun nichts mehr verschlagen, denn ich sitze hier wohl sicher genug.“

Der Richter nahm ohne ein Wort der Entgegnung die neben ihm liegende Zeitung und blickte hinein.

„Der ‚Neptun‘ ist seit gestern in See,“ sagte er dann.

„Ich kann mich darauf verlassen?“

„Die Angeklagten dürfen lügen,“ entgegnete der alte Herr lächelnd, „wir nicht. Aber wenn Sie jetzt ein Geständniß ablegen wollen, Bollmann, dann geben auch Sie der Wahrheit die Ehre.“

„Das will ich thun. Also zunächst das Eine: ich habe die That nicht allein begangen, sondern es ist ein Anderer mit dabei gewesen. Er befindet sich mit auf dem Schiffe, welches jetzt Hamburg verlassen hat, und ich werde den Namen nicht nennen. Denn der Mann hat mir einmal in meinem Leben einen Dienst erwiesen, und wir Verbrecher halten fester zusammen, als Mancher von den Glücklicheren sich vorzustellen vermag. Also darnach brauchen Sie gar nicht zu fragen. Es hat sich auch nicht um einen eigentlichen Raub gehandelt, wenigstens nicht um das, was man so gewöhnlich darunter versteht, sondern vielmehr einzig und allein um eine Kleinigkeit, auf die kein Mensch ein Gewicht zu legen pflegt — um ein Buch nämlich, Herr Rath. Was jener Mann mit diesem Buche, welches

er im Besitze des Trödlers vermuthete, eigentlich beginnen wollte, das hat er mir nicht mitgetheilt; er hat mir nur Geld geboten, wenn ich ihm zur Beschaffung des Buches behilflich wäre, und weil ich selber in Noth war, so habe ich ihm meine Hilfe zugesagt. Aber gestohlen mußte doch werden, denn der Alte hätte das Buch ja nicht freiwillig herausgegeben — jawohl, Herr Rath, stehlen wollten wir, und deshalb mußten wir auch einbrechen. — Wie wir es angefangen haben, das steht schon seit gestern in den Akten, und es ist die reine Wahrheit. Es war meine erste Arbeit in der Art, und wenn man auf so 'was stolz sein dürfte, dann könnte ich es sein. Der Alte mag freilich auch recht fest geschlafen haben, aber wir waren so leise wie die Katzen und redeten nur mit einander durch die Augen. Mein Kamerad fand zunächst nicht, was er suchte, aber er nahm statt dessen eine alte lederne Brieftasche an sich, in der, so viel ich weiß, nichts enthalten war, als ein zusammengeknittertes Zeitungsblatt; warum er das that, weiß ich nicht."

„Weiter."

„Dann gab er mir einen Wink, daß ich versuchen möchte, das Schubfach des Schreibpultes zu öffnen. Es war ein elendes, vermorschtes Möbel, und ich dachte das mit meinem Taschenmesser fertig zu bringen. Aber wie ich einsetze, schnappt es ab und fällt auf die Erde. — Herr Rath, da durchzuckte es mich, als ob das Messer mir selbst in's Herz gefahren wäre, denn in demselben Augenblick hören wir ein Geräusch in dem Nebenzimmer. Es ist, als ob Jemand aus dem Bett springt, und dann wieder, als ob ein schwerer Körper hinfällt. Wir stehen da und lauschen, aber es regt sich nichts mehr, nichts, gar nichts mehr. Da hat das Entsetzen uns gepackt, Herr Rath, und der Glaube an etwas Uebernatürliches, und wir sind durch das Fenster zurückgeflüchtet, auf demselben Wege, den wir ge-

kommen waren. Mein Messer habe ich mitzunehmen vergessen, und das wird ja wohl den Verräther gespielt haben. In's Nebenzimmer, woher jenes Geräusch kam, sind wir nicht eingetreten, Herr Rath, wirklich und wahrhaftig nicht, Sie mögen noch so sehr den Kopf schütteln. Am folgenden Tage habe ich dann in den Blättern gelesen, daß Jürgens in seinem Schlafzimmer ermordet aufgefunden worden sei; ich habe mich dabei an die Stirne gefaßt und gedacht, ich müßte verrückt werden. Es hätte ja so kommen können, Herr Untersuchungsrichter, denn wenn man bei einem Verbrechen betroffen wird und das Messer liegt just zur Hand, dann bringt das erste leicht ein zweites mit sich. So entstehen ja die meisten Unthaten. Aber der Gedanke und die Möglichkeit sind doch noch keine That, und wir können den Alten doch nicht erschlagen haben, ohne darum zu wissen! Ich will ja gar nicht bestreiten, Herr Rath, daß wirklich ein Mord vorliegt; die Zeitungen schreiben es, und die Aerzte sagen es, warum sollten die denn Alle lügen und so was aus der Luft greifen? Ich habe den Todten nicht gesehen, ich kann's nicht sagen, was mit ihm geschehen ist. Glauben Sie an Wunderdinge, glauben Sie an ein Zusammentreffen von Umständen, wie es noch niemals stattgefunden hat; nehmen Sie an, daß ich lüge, wahrscheinlich werden Sie das auch annehmen, aber ich kann nicht anders, und weiter hätte ich nichts zu sagen."

Es lag doch etwas Bezwingendes in den Worten des Mannes, oder vielleicht weniger in den Worten, als in dem Ton.

Das feine, geübte Ohr des Richters hört ihn und weiß ziemlich genau, ob er aus der Brust kommt, oder nur aus der Kehle.

Freilich, Täuschungen sind auch hier möglich, denn es gibt unter den Verbrechern solche, die auf der Bühne meisterhafte Schauspieler geworden wären, und es darf dem

Glauben auch nicht zuviel zugemuthet werden. Wenn beides mit einander in Widerstreit geräth, der Verstand und das Gefühl, dann sind jene Stunden gekommen, die einem ehrlichen und gewissenhaften Richter das Haar grau machen können vor der Zeit.

Der alte Gerichtsrath schwieg.

Er machte nicht einen einzigen jener Einwürfe, die ihm so nahe gelegen hätten, er stellte keine jener scheinbar zwecklosen Querfragen, die von den Verbrechern so unendlich gefürchtet werden; ruhig, den Kopf in die Hand gestützt, wie über einem Räthsel nachsinnend, diktirte er Wort für Wort das Protokoll und ließ es von Bollmann unterzeichnen.

Dann nickte er dem Gefangenen ernst, aber nicht unfreundlich zu, und legte den Finger auf den elektrischen Knopf der Schelle.

Elftes Kapitel.

Die unter dem 6. bis 9. Grad nördlicher Breite und dem 110. bis 112. Grad östlicher Länge zwischen dem Indischen Ocean, dem Bengalischen Meerbusen und dem Südchinesischen Meere gelegene Gruppe der Nikobaren besteht aus acht großen und zwölf kleinen Inseln, die zusammen gegen 1800 Quadratkilometer Raum einnehmen und von etwa 6000 Malayen bewohnt werden.

Die Ansiedelungsversuche der Europäer haben nur geringen Erfolg gehabt; Franzosen, Dänen, Oesterreicher, dann wieder Dänen und zuletzt Engländer bemühten sich hintereinander ziemlich vergeblich, dem durch Lage und Charakter der Bevölkerung begünstigten Piratenunwesen Einhalt zu thun, und wenn die Engländer seit 1879 auf einer der größeren Inseln eine Strafkolonie eingerichtet haben, so beweist diese Thatsache, daß man den Kampf

mit einem ungesunden Klima und einem grausamen, verrätherischen Räubergesindel nur ehren- und scheinshalber fortzuführen gesonnen ist, im Uebrigen aber jene aus zerrissenen Vulkanen und palmenbewachsenen Eilanden wirr zusammengewürfelte Wildniß ihrer weltverlassenen Einsamkeit anheimgibt.

Nicht alle von jenen Inseln sind bewohnt. Vor einer der kleinsten darunter, die durch eine einzige vulkanische Eruption entstanden zu sein und schon mit ihren zerklüfteten Rändern menschliche Annäherung abzuwehren schien, ankerte am 11. Oktober eine Brigg, welche an ihrer Gaffel die Fahne mit den Hamburger Doppelthürmen trug.

Es war der „Neptun“.

Der Ankerplatz, den das Schiff sich ausgesucht hatte, erschien zwar bei dem vollkommen windstillen Wetter ausreichend, aber doch nicht besonders günstig gewählt. Wenigstens befand sich ganz in der Nähe der Eingang zu einer kleinen Bai, die den vollkommensten Schutz gegen alle Unbilden der Witterung geboten haben würde. Der Steuermann hatte dem Kapitän vorgeschlagen, das Schiff dort einlaufen zu lassen, wenn denn schon in dieser verwünschten Räubergegend absolut Wasser eingenommen werden müßte.

Aber Kapitän Brook war auf den Vorschlag nicht eingegangen, sondern hatte darauf hingewiesen, daß sein Diener, der Malaye Dajak, diese Gegend ganz genau kenne, und gerade den jetzigen Ankerplatz, als in unmittelbarer Nähe der Wasserläufe belegen, bezeichnet habe.

Das mochte ebenso richtig sein, wie die Angelegenheit mit dem Wasser sonderbar erschien.

Ein Mangel an diesem nothwendigsten aller Bedürfnisse war allerdings eingetreten und zwar so plötzlich, daß Alle, bis auf den Kapitän und seinen Diener, den Kopf schüttelten; wenn sich aber das Schiff bei dem Ausbruch dieser Kalamität just in der Nähe der Nikobaren befand, so war

es doch weit natürlicher, bei der englischen Kolonie anzulegen, als an diesem unbewohnten Felskegel, der schon durch die zerklüftete Beschaffenheit seiner Ufer den vorsichtigen Schiffer abschrecken mußte.

Indessen — der Wille des Kapitäns ist des Matrosen Gesetz.

Dieser Wille fand seinen Ausdruck in einer noch auffälligeren Weise.

Der „Neptun" hatte am Nachmittag des 11. Oktober die Insel angelaufen und würde hinreichend Zeit gehabt haben, seine leeren Wasserfässer vor Einbruch der Nacht zu füllen; statt dessen gab Brook den Befehl zum Deckwaschen und meinte, daß es am nächsten Tage noch früh genug wäre, das Andere zu besorgen; er habe die Segelei satt und wolle an's Land, um Papageien zu schießen.

Der Steuermann wagte darauf hinzuweisen, daß eine thunliche Beschleunigung der Reise im Interesse des Rheders liege, und daß überdies der Aufenthalt zwischen diesen Inseln nicht ohne Gefahr sei; aber Brook schnob seinen Untergebenen hart an, sagte, daß er allein wisse, was zu thun sei, und daß augenblicklich bei der englischen Kolonie ein Kreuzer ankere, der die Seeräuber schon in Schach halten werde.

Das Letztere war richtig.

Die einzelnen Inseln lagen ziemlich nahe beieinander, die größte, auf welcher sich die Kolonie befand, sogar so nahe, daß sie, so lange das Wetter hell und windstill blieb, bequem mit einem Nachen erreicht werden konnte; es war also thatsächlich nicht zu erwarten, daß die Piraten, falls welche in der Nähe lauerten, einen Angriff wagen würden. Die Matrosen überließen sich daher um so mehr einem Gefühl der Sicherheit, als Brook erklärte, noch im Laufe des Tages an's Land fahren und die kleine Insel untersuchen zu wollen.

Wenn der Kapitän das wagte, dann konnte von Gefahr wohl keine Rede sein.

In der That wurde etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang die Jolle ausgesetzt, mit zwei Matrosen bemannt, und Brook bestieg sie in Dajak's Begleitung, um sofort das Steuer selbst in die Hand zu nehmen und den Lauf des winzigen Fahrzeugs auf den Eingang der vorerwähnten Bai zu richten.

Es erschien freilich auffällig, daß dieser Ausflug so spät unternommen wurde, denn nach Sonnenuntergang mußte ohne Pause die tropische Nacht hereinbrechen und eine Untersuchung der Insel erschweren, aber am Horizont ward schon die blasse Mondscheibe sichtbar und versprach das Licht der Sonne abzulösen.

Der schmale Eingang der Bai verlief seitlich in einen sandigen, vorspringenden Uferstreifen, von wo aus man aufwärts steigend die höher gelegenen, felsigen Parthien erreichen konnte. Brook legte hier an, verließ mit seinem Diener die Jolle und befahl den beiden Matrosen, an das kaum zehn Minuten entfernt ankernde Schiff zurückzukehren und dort zu warten, bis ein Revolverschuß sie herbeirufen werde.

Diese Anordnung konnte dahin ausgelegt werden, daß die ohnehin schwache Besatzung des Schiffes nicht unnöthig vermindert werden sollte, und die Leute gehorchten deshalb, ohne sich weitere Gedanken darüber zu machen.

Die beiden Männer blieben allein zurück.

Der Kapitän athmete tief auf, ließ seine Augen über die kleine, rings von hohen Felsen umsäumte Bucht schweifen und sagte halblaut: „Also das ist die Insel, und das ist der Platz, Dajak? Und Du irrst Dich ganz gewiß nicht?"

„Dajak auf Insel drüben geboren sein," entgegnete der Malaye ruhig, „ich auch diese einsame Bucht kennen.

Zwischen dem ringsum üppig wuchernden Strauchwerk brannte ein kleines Feuer; daneben lag, in eine Decke gewickelt, ein Mann.

Er hatte den Kopf bequem in die Hand gestützt, blickte scheinbar gleichgiltig in die aufzüngelnde Flamme und rauchte aus einer kurzen Thonpfeife.

Sein Gesicht war sowohl durch die Hand, als einen breiten Schlapphut halbverdeckt, der sichtbare Rest von der Sonne tief gebräunt, aber es konnte dennoch keinem Zweifel unterliegen, daß dieser einsame Naturschwärmer keineswegs den Ureinwohnern der Nikobaren, sondern der kaukasischen Rasse angehöre.

Jetzt nahm er die Pfeife aus dem Munde und bog sich ein wenig vor, um etwas Holz auf das Feuer zu legen; seine Gesichtszüge wurden auf einen flüchtigen Moment vollkommen sichtbar, und Klaus Brook prallte förmlich zurück.

Er hatte in dem Fremden seinen ehemaligen Bundesgenossen, den Artisten John Rast erkannt.

Das plötzliche Zurücktreten verursachte doch einiges Geräusch, und der Amerikaner sprang mit einer einzigen katzenartigen Bewegung in die Höhe; jeder, auch der geringste Laut mußte in dieser erdrückenden Einsamkeit den Verdacht einer nahenden Gefahr wachrufen, und so riß John Rast in demselben Augenblick seinen Revolver aus der Brusttasche, in welchem Brook den seinigen, freilich etwas langsamer und zögernder, zum Vorschein brachte.

So standen die beiden Männer einander gegenüber.

Es bedurfte nur einer einzigen Bewegung von der einen oder der anderen Seite, um die Feindseligkeiten hervorzurufen, aber Keiner von Beiden machte diese Bewegung, es wartete entweder der Eine auf den Anderen, oder sie erwogen Beide, ob es denn wirklich in ihrem Vortheil liege, sich hier, so nahe am Ziele, gegenseitig todtzuschießen.

Der Kapitän hatte nur den einen kurzen Ruf ausgestoßen, dann preßte er die Lippen zusammen und schaute finster vor sich nieder.

„Es wird ein Fischer sein, oder sonst irgend eine harmlose Kreatur," sagte er endlich nach einer Pause. „Vielleicht thäten wir am besten, uns unbemerkt zurückzuziehen, aber der Pistolenschuß, mit dem wir das Boot herbeirufen müssen, würde ihn dann doch aufmerksam machen. Ich werde die Sache 'mal untersuchen, bleib' Du indessen hier, Dajak, und sorge dafür, daß ich nicht im Rücken angegriffen werde. Es könnte doch ein Hinterhalt sein."

Der Malaye gehorchte und ließ sich am Stamm einer Kokospalme nieder, während Klaus Brook langsam und vorsichtig das Ufer hinanstieg und auf einem Umwege die verdächtige Stelle zu erreichen suchte. Es war wohl ein nicht ganz ungefährliches Unternehmen, in dieser von Raubgesindel durchstreiften Gegend einen Unbekannten zu beschleichen, und manch Anderer hätte seinen Gefährten nicht von der Seite gelassen; aber Klaus Brook besaß nicht nur persönlichen Muth, sondern er schien noch andere Gründe zu haben, einen vielleicht lästigen Zeugen seiner Handlungen fern zu halten.

Man konnte ja nicht wissen, welche unangenehmen Maßregeln sich nothwendig machten.

Die von dem schleichenden Fuße des Kapitäns zu überwindenden Hindernisse waren nicht unerheblich; ein loser Stein, der in's Rollen gerieth, ein dürrer knackender Ast, ja schon ein Streifen der überhängenden Zweige konnte das Dasein eines Menschen in dieser tiefen Stille der Einsamkeit verrathen; andererseits verdeckten freilich vorspringende Felsen den Weg, und so gelang es dem Kapitän an einen Platz zu gelangen, von wo aus er in unmittelbarer Nähe die Ankerstelle des Nachens zu überblicken vermochte.

Dann konnte das Geld, welches dort unten in der Bai, fast zu ihren Füßen, vermuthet wurde, unangetastet bis zum jüngsten Tage ruhen bleiben, und die bleichenden Gebeine der einzigen Mitwisser des Geheimnisses mochten darüber wachen, daß keine unberufene Hand sich nach dem Mammon ausstreckte — aber was frommte das den Lebenden und was nützte es den Todten?

Der schnellere Geist des Amerikaners kam zuerst mit seinen Erwägungen zu einem Resultat.

Rast that nicht etwa den Revolver geradezu bei Seite, aber er nahm ihn in die gesenkte linke Hand, streckte die Rechte aus, und sagte ruhig: „Ich glaube, Brook, dieses Zusammentreffen an dem heutigen Tage — wir haben doch den Elften — und in dieser reizenden Einöde hängt nicht ganz von jenen Zufälligkeiten ab, welche die Menschen so sonderbar durcheinander rütteln. Ich kalkulir' daher, daß es am besten ist, just da anzufangen, wo wir zuletzt aufhörten. Haben wir nicht ‚Du' zu einander gesagt?"

Auch der Kapitän des „Neptun" nahm eine weniger feindselige Haltung an. „Der Teufel soll mich lothweise holen," sagte er mürrisch, „wenn ich mir auf die Geschichte einen Vers machen kann. Aber einerlei, die Hälse brauchen wir uns deshalb doch nicht umzudrehen, damit kommt kein Licht in die Sache. — Freilich haben wir uns ‚Du' genannt, Rast, und wenn Du damit andeuten willst, daß wir Frieden machen wollen, so soll's mir recht sein."

Er schob seine Waffe in die Tasche, und Rast that ein gleiches. Dann reichten sich die beiden Männer die Hand.

„Vor Kurzem hatte ich noch die Absicht, Dich durchzuprügeln," sagte Rast. „Es war nicht schön von Dir, mich in Bombay so hinterlistig auf's Trockene zu setzen, aber nun mag's hingehen, denn auf einem anderen Wege hätte ich wahrscheinlich dieses reizende Plätzchen nicht herausgeschnüffelt."

Der Kapitän nickte. „Schön war's nicht, John, aber Du hättest es wahrscheinlich ebenso gemacht. Wie kommst Du denn eigentlich hierher?"

„Auf ziemlich einfachem Wege — per Boot von der englischen Kolonie. Bei dem Wetter ist das ja eine Spazierfahrt."

„Ja aber —"

„Wie ich nach der Kolonie gekommen bin? Well, auf dem englischen Kreuzer, der seit vorgestern drüben ankert. Ich hatte mich als Steward anwerben lassen."

„Aber zum Teufel —"

Rast nickte lächelnd. „Freilich, die Hauptsache fehlt noch. — Wie kommst Du denn an diesen Platz, Brook?"

„Als Kapitän des ‚Neptun'."

„So, hm — und der ‚Neptun' segelte natürlich ganz von selbst an diese höchst interessante Küste. Denn daß es sich darum handelt, das wissen wir wohl Beide gleich gut."

Er deutete mit der Hand auf die zu ihren Füßen liegende Bucht und lächelte eigenthümlich. Es war die erste Andeutung dessen, was diese beiden Männer unter so seltsamen Umständen zusammengeführt hatte und was sie auszusprechen sich Beide scheuten; aber einmal mußte es doch verhandelt werden, und die Zeit ging unaufhaltsam vorwärts.

Brook nahm nach der eingetretenen Pause zuerst das Wort.

„Komm," sagte er, „es hilft nichts, daß wir hier beisammen stehen und miteinander Verstecken spielen. Einmal muß die Angelegenheit doch verhandelt werden, und je früher wir damit zu Rand kommen, desto besser. Der ‚Neptun' liegt drüben hinter jenem Vorgebirge vor Anker, und ich denke, daß eine Koje Dir auch angenehmer sein wird, als das Nachtlager unter diesen Palmen. Du kannst in Dein altes Loch kriechen, Rast."

Und dann, als Jener sich kopfnickend umwandte, fügte er hinzu: „Wir glauben ja im Allgemeinen nicht daran, daß die Todten wieder aufstehen und ihren alten Platz auf der Erde einnehmen; aber es ist gut, dessen zuweilen eingedenk sein. Wenn Du in der nächsten Viertelstunde vielleicht dennoch anderen Sinnes werden und annehmen solltest, daß die Todten bisweilen doch einhergehen, so will ich Dir das Vergnügen nicht rauben, aber die Sache geht ziemlich natürlich zu. Du wirst nämlich hinter der nächsten Felszacke unseren gemeinsamen Freund Dajak wiederfinden, und ich rathe Dir, Dich nicht weiter darüber zu wundern. Wozu denn auch alte Geschichten wieder aufwärmen."

— — — — — — — — — — — —

Es war fast wie damals.

Dieses „damals" schwebte gleich einem dunkeln Schatten zwischen den beiden Männern, die wiederum in der engen Kajüte beisammen saßen, und eine gedämpfte Unterhaltung miteinander führten.

Es lag diesmal kein Sterbender hinter der dünnen Holzwand, welche die Kajüte von der Steuermannskoje trennte, es wehte kein Sturm um das Schiff, und das nächste Ufer war kaum weiter als ein Steinwurf entfernt, aber dennoch griff die Vergangenheit mit ihrer Geisterhand fast fühlbar in die Gegenwart und gab den gesprochenen Worten einen scheuen Klang.

Klaus Brook und John Rast hatten sich ihre Erlebnisse gegenseitig berichtet, und als nun in dem Gespräch eine Pause entstand, sah Einer dem Andern halb von der Seite forschend in die Augen, als ob sie sich hätten fragen mögen, wie viel denn von den aufgetischten Geschichten erlogen sei.

Endlich sagte der Amerikaner: „Höre 'mal, mein Junge, die Sache mit dem braunen Halunken will mir nicht gefallen. Daß er Dir niemals in seinem Leben besonders

grün gewesen ist, wissen wir wohl Beide gut genug, wenn mir auch der eigentliche Grund dieser Abneigung nicht recht klar geworden ist. Und nun hat er sich plötzlich fast in Deinen Dienst gedrängt, nachdem er schon einmal mit Lebensgefahr aus demselben entlaufen war?"

„Das Gold," entgegnete Brook einsilbig.

„Mag sein, daß er habgierig ist, ich will es nicht bestreiten. Aber hätte er dann nicht auch einen anderen Theilnehmer gefunden?"

Der Kapitän stand auf und nahm eine Flasche Rum aus dem Wandschrank. „Wir wollen uns einen Grog machen, John," sagte er ablenkend, „das bringt auf andere Gedanken. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, daß Dajak mich zum Mindesten nicht betrogen hat, geht wohl aus unserem Zusammentreffen an dieser Stelle hervor. Du hast sie aus den Notizen des Kapitäns gefunden, und ich unter der Führung des Malayen. Was sollte er davon haben, mich zu narren?"

Sie wollten Beide nicht mehr über die Sache reden, aber es zog sie dennoch mit magischer Gewalt. Sie ahnten die Nähe des Goldes, und ihre Gedanken bewegten sich um denselben Punkt.

„Hast Du schon einen Plan gemacht?" frug Rast.

„Die Leute sollen morgen Wasser einnehmen. Nach Dajak's Mittheilung befindet sich der einzige Wasserlauf auf der entgegengesetzten Seite der Bucht, wir sind also in derselben ungestört und durch die Felsen verdeckt. Wir werden das Schiff unter dem Vorwande verlassen, daß die Jagd auf der Insel besonders ergiebig sei, und damit habe ich auch dem Steuermann gegenüber unser Zusammentreffen motivirt. Die Mannschaft ist natürlich schon argwöhnisch geworden, und wir müssen sehr vorsichtig zu Werke gehen."

„Wer soll tauchen?"

Die Frage war sehr einfach und natürlich, aber sie schien dem Seemann etwas unbehaglich zu sein.

„Das Wasser der Bai kann unmöglich sehr tief sein, vielleicht fünf bis zehn Faden," entgegnete er ausweichend. „Und es ist durchsichtig in diesen Gegenden."

„Einerlei, hinunter muß doch Einer. Oder willst Du Dir unseren Schatz nur von der Oberfläche aus betrachten? Ich will nicht hoffen, daß das möglich ist, denn dann stände es bedenklich um das Geheimniß."

„Wie hattest Du Dir die Sache gedacht, bevor wir uns trafen?" frug der Kapitän.

„Je nun, wir Cirkusmenschen sind in allen körperlichen Dingen bewandert. Ich kann schwimmen und tauchen wie eine Ente, und ich hätte vorläufig allein den Meeresboden untersucht. Wenn sich dann wirklich etwas fand — das Gold liegt jedenfalls in Fässern — dann wäre es wohl an der Zeit gewesen, sich mit dem Kommandeur der englischen Kolonie in Verbindung zu setzen."

„Den Teufel auch!" rief Brook heftig. „Dann heißt es abgeben und wieder abgeben! Es ist schon bitter genug, daß das Geld in zwei Hälften geht."

„Ich kalkulire, in drei."

Brook biß sich auf die Lippen. „Du meinst die braune Haut? Verdammt noch 'mal, die Kanaille muß nehmen, was sie kriegt."

„Und wenn's Eines auf den Schädel wäre!"

Der Amerikaner sagte es ganz ruhig und leise zwischen den Zähnen; seine Augen flogen dabei mit einem seltsamen Blitzen über das Gesicht seines Genossen.

Dieser war aschfahl geworden.

Es entstand eine schwüle Pause, und dann flüsterte Brook: „Kam der Gedanke Dir erst jetzt, Rast, oder —"

„Oder habe ich ihn in Deinen Augen gelesen, meinst Du?"

Der Amerikaner beugte seinen Kopf weit vor und legte die Arme vor sich auf den Tisch.

„Klaus Brook," sagte er leise, „Du bist ein noch viel größerer Halunke, als ich es mir gedacht habe. Diese Hamburger Geschichte — nein, sprich jetzt nicht, sondern halt' gefälligst Dein Maul. Wir wollen uns nicht miteinander erzürnen, denn wir brauchen Einer den Anderen, aber höre meinen durch nichts zu erschütternden Willen. Wir werden gemeinsame Sache machen, weil es nun 'mal nicht anders geht; und wir wollen ehrlich theilen, aber immer und Alles zu Dritt. Wenn Du nur Miene machst, dem braunen Burschen, der sonst meinetwegen zum Teufel gehen kann, ein einziges Haar zu krümmen, so vergesse ich, goddam, meine anständigen Grundsätze und schlage Dir den Schädel ein. — Und nun gute Nacht, Kapitän Brook, ich will mich in meine alte Koje zurückziehen!"

Der Amerikaner stand auf und verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, die Kajüte.

Der Kapitän blickte ihm nach, und murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen; aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge, und er wandte scheu das Gesicht nach dem dunkeln Hintergrund des engen Raumes.

Nein, diesmal hatte Keiner gelauscht, die Bemannung des Schiffes lag sämmtlich in den Hängematten, oder befand sich noch auf Deck, um die milde Nacht der Tropen zu genießen.

Klaus Brook stand auf, und blickte durch das kleine Kajütenfenster hinaus auf die See; das Meer lag unbeweglich wie ein Spiegel, und der Mond übergoß die weite stille Fläche mit blendendem Schein, es war fast so hell wie am Tage.

Vielleicht drang sein Licht auch in die Tiefe, und gleißte auf dem goldenen Schatz, der dort zwischen Schiffs-

trümmern verborgen ruhte; vielleicht war schon jetzt ein Theil desselben zu heben, wenigstens mußte der Schatten jener Felsspitze um diese Stunde genau dieselbe Stelle zeigen, wie am nächsten Tage zur Mittagszeit.

Er lauschte, ob Alles ruhig sei, dann stieg er behutsam an Deck.

Den Mann, der am Steuerruder Wache hielt, schickte er mit dem Bemerken zur Koje, daß er selbst den Rest der Nacht oben bleiben werde, und als kein menschliches Auge sein Gebahren beobachtete, kletterte er vorsichtig in die kleine Jolle hinab, welche am Stern des Schiffes mit einem Tau befestigt war. Das seiner Obhut anvertraute Fahrzeug ließ er unbewacht hinter sich und strebte mit hastigen und dennoch verstohlenen Ruderschlägen dem schmalen Felsthor zu, das in die kleine geheimnißvolle, jedem Lauscherblick entzogene Bai führte.

Der Mond stand gerade über ihr und strahlte durch die reine Luft sein silberhelles Licht fast blendend auf das regungslose Wasser; die eine vorspringende Felsspitze warf ihren Schatten weit hinaus, und gerade dort, wo er in eine scharfbegrenzte Spitze auslief, schien sich eine der tiefsten Stellen des kleinen Beckens zu befinden.

Der verborgene Platz mochte seinen Ursprung vulkanischen Ereignissen verdanken; unterirdische Gewalten hatten die Felsmassen auseinandergerissen, und das Gestein stürzte infolge dessen von allen Seiten so schroff in das Wasser ab, daß der es berührende Wasserspiegel die Vorstellung einer unermeßlichen Tiefe erweckte.

Wenigstens in der nächtlichen Beleuchtung.

Klaus Brook war dort angelangt, wohin es ihn mit dämonischer Gewalt getrieben hatte; er zog die Ruder ein und beugte sich über den Rand des Nachens. Hier unten, gerade unter den Kiel des Bootes, mußte ja das Geheimniß der Tiefe verborgen liegen.

Der Kapitän rollte eine in der Jolle befindliche Lothleine auf und warf sie aus; sie wurde nur in seichteren Gewässern benutzt und maß nicht über zwanzig Faden.

Aber das Blei sank und sank.

Hatte denn der Satan hier ein Loch in den Meeresboden gewühlt, bis an den Mittelpunkt der Erde?

Die Leine war zu Ende, und noch immer nicht gab sie jenen eigenthümlichen Ruck, den das Aufstoßen des Gewichts auf den Meeresboden in der Hand verspüren läßt; Klaus Brook tauchte seinen Arm ein, um ihrer Länge eine Elle zuzusetzen, aber auch dieses Bemühen hatte keinen Erfolg.

Vielleicht schwebte das Loth nur eine Handbreit über dem Grunde, vielleicht dehnte sich unter ihm noch eine unermeßliche Tiefe; Niemand vermochte es zu sagen. Die Wahrscheinlichkeit sprach für die erstere Annahme, aber gerade bei Inseln vulkanischen Ursprungs gab es Fälle vom Gegentheil, und wenn einer dieser Fälle hier vorlag — —

Der Seemann kniete am Boden der Jolle und starrte auf das unheimlich stille, tiefe Wasser; er versuchte vergeblich, es mit seinen Blicken zu durchdringen, und fühlte doch, daß eine unsichtbare Gewalt ihn fast hinabziehe in die Tiefe.

Allmälig, ganz allmälig überkam ihn ein Gefühl des Grausens.

In den Gedanken an das gleißende Gold, das im Werth von Milliarden auf dem Grunde des Meeres verstreut liegt, mischte sich jener andere an die stillen Wächter dieser Schätze.

Das sind jene Ungezählten, die das Meer in Sturm und Schiffbruch verschlang, oder die, in Leinen eingenäht und die Füße mit einem Gewicht beschwert, von Menschenhänden der Tiefe übergeben werden.

Aufrecht stehen sie unten — leise hin und her gewiegt.

Aber sie kommen wieder herauf, wenn sie eine Unthat zu sühnen haben, oder zu rächen.

Es zog ein leichter Nebel über die Bai. Das erste Aufathmen der Geisterstunde trieb ihn herüber vom Meere und formte ihn in wunderliche Gestalten, so daß man hätte glauben mögen, es schwebe ein Geist heran oder eine Geisterschaar.

Klaus Brook hatte den Kopf in den Nacken zurückgewendet und blickte hinüber; er sah die seltsamen Gebilde durcheinanderfließen, sah, wie sich aus der Tiefe ein dunkler Gegenstand an die glitzernde Fläche emporhob, und sprang mit einem Schrei auf die Füße.

Ob dann der schwankende Nachen die Schuld trug oder ein irrsinniger Gedanke, das wird niemals ergründet werden, aber auf den von Angst und Aberglauben erpreßten Schrei folgte ein dumpfer Schlag, wie das Fallen eines schweren Körpers in's Wasser, und dann ward es stille.

— — — — — — — — — — — —

In den Frühstunden des folgenden Tages vermißte man den Kapitän. Das Fehlen der Jolle führte die Spuren naturgemäß an's Land, wenn auch Keiner der Matrosen zu begreifen vermochte, was ihren Führer zu diesem nächtlichen geheimnißvollen Ausflug bewogen haben konnte.

Unter denen, die sich suchend auf der Insel zerstreuten, befanden sich auch John Rast und Dajak.

Sie redeten Beide kein Wort miteinander, aber einem gemeinsamen Gedanken folgend, stiegen die Beiden hinunter zu der kleinen stillen, versteckten Bai.

Die von Klaus Brook benutzte Jolle lag noch genau auf derselben Stelle, wo sie sich ihres Insassen entledigt hatte, aber in dem Wasser selbst herrschte ein unheimliches Treiben.

Man sah überall schwarze Streifen hin und her schießen, bald verschwindend und bald wieder auftauchend; sie sammelten sich besonders zahlreich um den Kiel des Nachens und brachten ihn bisweilen in leises Schwanken.

Die ganze Bai wimmelte von Haifischen.

Der Malaye hob seine Hand und blickte dem Gefährten in's Gesicht.

Dann sagte er mit eigenthümlich verschleierter Stimme: „Ich wissen, wie zugegangen sein. Kapitän tauchen in die Tiefe, um zu suchen Gold; Haifisch kommen und fressen Kapitän!"

Der Amerikaner nickte.

„Ich glaube, mein Junge, daß Du Recht hast. Und ich will verdammt sein, wenn die allerliebsten Thierchen da unten nicht ein bischen Vorsehung gespielt hätten. Ja, Dajak, ist es nicht so? Du brauchst mir gegenüber keine Flausen zu machen."

Ueber das dunkle Gesicht des Malayen ging es wie Wetterleuchten. Er antwortete zwischen den Zähnen, und so leise, daß John Rast Mühe hatte, ihn zu verstehen, aber jedes seiner Worte klang, als wenn es in Haß getaucht sei.

Und plötzlich packte der Amerikaner den Arm des Flüsternden.

„Also es ist wirklich wahr, daß es nicht die Raae war, welche in jener Sturmnacht den Kapitän Stuhr getroffen hat?" sagte er athemlos. „Du hast es mit Deinen eigenen Augen gesehen, daß Brook mit der Handspeiche die Unthat beging?"

„Raae gebrochen sein, aber nur streifen Schulter von Kapitän," entgegnete Jener finster, „Steuermann zuschlagen von hinten und treffen guten Herrn an den Kopf. Steuermann feiger Mörder, um zu werden Kapitän vom Schiff."

Es entstand eine kleine Pause, dann legte Rast seine Hand auf die Schulter des Malayen und frug leise:

„Wenn die Haifische Dir nicht zuvorgekommen wären, Dajak, was dann?"

„Ich tödten wollen Kapitän Brook, wenn Mörderhand sich ausstrecken nach Gold," sagte Jener ruhig. „Allah besser wissen, was gut sein für armen Dajak, Allah ist groß."

Sie stiegen Beide hinunter an den Rand der Bai und blickten auf das Wasser. Es lag still und geheimnißvoll vor ihnen, nur die Hyänen der Tiefe schossen hin und her, als ob sie auf neue Beute lauerten.

„Und das da unten?" sagte Rast.

Der Malaye zuckte gleichgiltig die Achseln. „Ich wissen, daß Wasser unergründlich tief," entgegnete er langsam. „Allah den Haifisch gesetzt haben zum Wächter des Meeres, Allah wissen, was gut sein."

John Rast steckte seine Hände in die Taschen, spuckte aus und drehte sich auf den Hacken um.

„Goddam," sagte er, „es ist Schade um die schönen Dollars!"

Zwölftes Kapitel.

Die „Hamburger Reform" brachte in ihrem Morgenblatt einen Artikel folgenden Inhalts:

„Die letzte Schwurgerichtsperiode hat einen Kriminalprozeß zum Abschluß gebracht, der ebenso reich war an interessanten Zwischenfällen, wie an psychologischen Momenten.

Unsere Leser werden sich entsinnen, daß im August des verflossenen Jahres unsere Stadt durch eine Unthat — einen Mord, wie man allgemein annahm — in Schrecken gesetzt wurde.

Es war in der Nacht vom 30. zum 31. Juli bei dem bekannten Trödler Heinrich Jürgens ein Einbruch verübt worden, und man fand in den auf jene Nacht folgenden

Morgenstunden in einem an das beraubte Komptoir stoßenden Schlafraum die Leiche des Genannten unter Umständen vor, welche auf eine gewaltsame Tödtung schließen lassen konnten.

Die vorgenommene Sektion ergab allerdings an dem Körper des Verstorbenen — wir gebrauchen diesen Ausdruck absichtlich — mit Ausnahme einer geringfügigen Abschürfung des Kopfes keine weiteren Spuren von Gewalt; da indessen Erstickung als Todesursache festgestellt wurde, und die Leiche mitsammt dem Deckbett auf der Erde lag, so wurde angenommen, daß die Einbrecher — denn es sind hier zwei gewesen — den alten Mann zu Boden geworfen, und vermittelst der auf den Mund gedrückten Decke erstickt hätten. Ein am oder neben dem Thatort zurückgelassenes, zum Erbrechen von Behältnissen benutztes Messer führte auch bald auf die Spur des einen Thäters, welcher in der Person eines vor Kurzem entlassenen Zuchthaussträflings Namens Karl Bollmann gefänglich eingezogen wurde.

Die anfangs unglaubwürdige Vertheidigung des Angeschuldigten lief darauf hinaus, daß er und sein Komplize, auf den wir weiter unten zurückkommen, während der Ausführung des Diebstahls in dem anstoßenden Schlafgemach einen schweren Fall gehört und dann die Flucht ergriffen hätten.

Selbstverständlich hielt man zunächst diese Angabe für erlogen, es gelang indessen dem Vertheidiger des Bollmann, nebenbei einem unserer ersten Anwälte, aus dem Sektionsprotokoll auf Grund ärztlicher Obergutachten den Nachweis zu führen, daß ein durch Altersschwäche, körperliche Anlage und plötzlichen Schrecken herbeigeführter Herzschlag weit eher als Todesursache anzusehen sei, als eine durch äußere Gewalt herbeigeführte Erstickung.

Nachdem diese Spur aufgefunden war, gesellten sich andere entlastende Momente hinzu.

Die Vernehmung der alten stumpfen Haushälterin des Jürgens ergab, daß der Verstorbene am letzten Tage vor seinem Tode an einer heftigen Lungenaffektion gelitten hatte, und die weitere Vernehmung des bei dieser Krankheit zugezogenen Arztes stellte das Vorhandensein eines Herzfehlers fest.

Kurz vor der anberaumten Hauptverhandlung meldete sich außerdem ein Zeuge, welcher mit dem inzwischen in den ostindischen Gewässern verunglückten Komplizen des Angeklagten zusammengetroffen sein und aus dessen Munde eine Darstellung des Vorfalls gehört haben wollte, die sich in allen Einzelheiten genau mit dem Resultat der Vertheidigung deckt. So entrollte sich denn vor den Schranken des Gerichts eine jener interessanten Verhandlungen, wo Für und Wider die Wagschale halten, und das Leben eines Menschen auf dem Schwanken des Züngleins ruht.

Wir wagen hier nicht zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit gestanden hat; aber wenn die Geschworenen schließlich nach mehrstündiger Berathung die ihnen wegen Mord gestellte Frage verneinten, so daß der Angeklagte nur eine verhältnißmäßig geringe Strafe wegen Einbruch erhielt, so beugen wir uns diesem Richterspruch in der Erkenntniß, daß all' unser Wissen Stückwerk ist."

— — — — — — — — — — — —

Auf der letzten Seite derselben Nummer der Zeitung unter den Annoncen stand außerdem noch eine Anzeige, über welche wohl die Augen der meisten Leser gleichgiltig hinwegglitten. Sie lautete:

„Wir erfüllen hiermit die schmerzliche Pflicht, theilnehmenden Freunden und Bekannten mitzutheilen, daß unser theurer Vater und Schwiegervater,

der Schiffsmakler Peter Leu

nach längerem Krankenkager gestern Abend von seinem Leiden durch den Tod erlöst worden ist.

Franz Leu.

Elsa Leu, geb. Stuhr."

Die Todten haben das Geheimniß der Tiefe gelöst, die Lebenden übernehmen es als Erbe, aber das Licht der Liebe vermag auch die dunkelsten Schatten aufzulösen.

Ende.

Die Hofdame der Kaiserin.

Roman

von

A. Oskar Klaußmann.

1.

Finsterniß und Stille rings umher! ... In Zwischenpausen klingt aus weiter Ferne das Rauschen von Wasser!... Es ist das Wasser der Newa, das vom Winde bewegt an den Mauern der Peter-Pauls-Veste von St. Petersburg brandet.

Ein dumpfes Krachen mischt sich in das Rauschen ... der Sturm zerbricht die Eisdecke der Newa.

Das Neujahr 1762 hat plötzliche Erwärmung gebracht, und der Westwind treibt die Wellen des Finnischen Meerbusens in gefahrdrohender Weise in die Newa, bricht deren Eis und beginnt die Stadt durch die Wassermassen zu überschwemmen.

Die Gefangenen, die in den untersten Kasematten des Staatsgefängnisses in der Peter-Pauls-Veste sitzen, pflegen bei solchen Gelegenheiten zu ertrinken, aber es sind ja so viele von ihnen vorhanden!

Eine Kette klirrt.... Wer mit seinen Augen die Dunkelheit des Kerkers zu durchdringen vermöchte, würde einen Gefangenen sehen, mit Lumpen bedeckt, fast erstarrt

von Kälte. Die zitternden Glieder sind an einen Steinblock mit Ketten angeschmiedet.

Das Verbrechen des ungefähr dreißigjährigen Gefangenen besteht darin, preußischer Offizier gewesen und in der Schlacht von Zorndorf gefangen worden zu sein. In dieser Schlacht wurden die Russen von Friedrich dem Großen vollständig geschlagen, und die russische Kaiserin Elisabeth gab ihrem Zorn über die Niederlage dadurch Ausdruck, daß sie die wenigen preußischen Gefangenen dieser Schlacht, gegen alles Völkerrecht, wie Verbrecher behandelte. Die Soldaten kamen als Sträflinge nach Sibirien, der einzige gefangene Offizier wurde in die Peter-Pauls-Veste gesperrt, in der er nunmehr seit länger als drei Jahren, abgeschlossen von der Außenwelt und allmälig geistig und körperlich zu Grunde gehend, saß. Und doch hatte die Wiege dieses Gefangenen in einem schwedischen Grafenschlosse gestanden.

Als Jüngling war Graf Gustav Hordt mit seiner verwittweten Mutter nach Berlin gekommen. Er war in die preußische Armee getreten, hatte es bis zum Hauptmann gebracht, als er in der Schlacht bei Zorndorf gefangen genommen wurde. Der Anfang der Schlacht war nämlich sehr unglücklich für die Preußen, die russische Kavallerie ritt die preußische Infanterie über den Haufen und machte Gefangene, von denen nur ein Theil während des weiteren Verlaufes der Schlacht wieder befreit wurde. Friedrich der Große schreibt selbst in seinen Denkwürdigkeiten von dieser Schlacht: „Sie glich einer von den Schauertragödien, in denen Niemand am Leben bleibt als der Lampenputzer."

Wohl den Tapferen, die gefallen waren! Sie waren doch nicht bei lebendigem Leibe begraben, wie hier der Graf Hordt, der in seiner entsetzlichen Einsamkeit sogar den Begriff der Zeitrechnung schon verloren hatte. Es gab in seiner Zelle nicht einmal ein Fenster, sondern nur

ein Luftloch, das nicht unmittelbar in das Freie führte und auch kein volles Licht hereinließ; er hatte keine Möglichkeit, sich irgendwie zu beschäftigen, nicht einmal Gelegenheit zum Sprechen. Er wurde von einem russischen Schließer bedient, welcher kein Wort Deutsch, Französisch oder Schwedisch, welche Sprachen der Graf beherrschte, verstand und alle Fragen und Bitten des armen Gefangenen nur mit einem Kopfschütteln beantwortete.

So waren mehr als drei Jahre verflossen, in denen der Gefangene von der Außenwelt nichts erfuhr. Nur hin und wieder belehrten ihn die dröhnenden Salven der Festungsgeschütze, daß die Russen irgend einen Sieg feierten, den sie wahrscheinlich über König Friedrich davongetragen hatten.

Diese Salven machten das Herz des Grafen erbeben, denn er war mit Leib und Seele ein Anhänger des großen Friedrich, dessen Offizier er geworden war, den er im Felde wußte, umgeben von einer Schaar von Feinden, denen nach menschlicher Berechnung der Monarch unterliegen mußte.

In den letzten Tagen waren häufiger als je die Salutschüsse abgefeuert worden, und der von der Welt Abgeschlossene dachte nicht anders, als daß sie den Untergang des Preußenkönigs und seines Reiches verkündeten.

Zitternd vor Kälte saß er auf seinem Steinsitze. Aber noch mehr zitterte er bei dem Gedanken, daß der große König wahrscheinlich den Untergang seines Reiches nicht überlebt haben würde.

— — — — — — — — — — — —

Die Kerkerthür öffnete sich, und herein trat der Schließer, welcher aber nicht, wie sonst, das Essen für den Gefangenen brachte, um sich dann wieder zu entfernen, sondern diesmal mit Handwerkszeug erschien, mit dem er die Fesseln löste, welche an den Füßen des Grafen befestigt waren

und ihm nur gestatteten, sich einen oder zwei Schritte weit von dem Stein zu entfernen, an den er geschmiedet war.

Dann rief der Gefangenwärter dem Grafen ein „Stupaj!“ zu, welches der Gefangene richtig mit „Vorwärts!“ übersetzte. Der Wärter wies nach der Thür und lud durch eine Handbewegung den Grafen ein, ihm zu folgen.

Hordt war durch diese Aufforderung zuerst überrascht. Dann aber kam ihm der Gedanke, daß man ihn nur seiner Fesseln entledigt habe, um ihn zum Tode zu führen.

Als er schwerfällig und des Gehens ungewohnt dem Gefangenwärter durch den halbdunklen Gang folgte, krampfte sich wohl sein Herz bei dem Gedanken zusammen, daß er so ohne alle Vorbereitungen vom Leben scheiden müsse. Dann aber dachte er daran, wie der Tod für ihn gar nichts Schreckliches haben könne, sondern ihm nur die Erlösung von seiner schauerlichen Haft bringe, und bald hatte er sich gefaßt, so daß er mit einer gewissen Freudigkeit dem Schicksal entgegen ging, das seiner wartete.

Und doch begrüßte der Gefangene mit einem tiefen Seufzer der Befriedigung das helle Tageslicht, das er nach so langer Zeit wiedersah, und das ihn zwang, blinzelnd seine Augen zu schließen, welche an dieses Licht nicht mehr gewöhnt waren.

Der Gefangenwärter führte ihn über Treppen, über welche ihm Graf Hordt nur mühsam zu folgen vermochte, aus dem Verließ bis in das erste Stockwerk eines Gebäudes, wo er vor ihm eine Thür öffnete und dann den Grafen allein ließ.

Dieser befand sich in einem ziemlich wohnlich eingerichteten Zimmer, an welches, wie er merkte, ein Schlafkabinet stieß.

Auf dem Tisch des Zimmers lag eine preußische Hauptmannsuniform, nach dem Muster derjenigen, welche

der Graf getragen hatte, als er noch im Dienst des großen Königs stand. Es fehlte auch nicht ein Stück daran. Neben dem blauen Rock mit den breiten rothen Brustrabatten und den silbernen Verschnürungen lag der aus vergoldetem Blech gefertigte Ringkragen mit dem Emaillebilde des preußischen Adlers, lag die silberne Schärpe, der Degen, der Hut mit den silbernen Tressen, die gelbe Weste und die gelben ledernen Beinkleider, die grauen Gamaschen und die schweren Stiefel — kurzum die vollständige Uniform eines preußischen Infanterieoffiziers.

Graf Hordt betrachtete erstaunt diese Sachen und ließ sich, da ihm das Stehen schwer wurde, auf einen Stuhl nieder.

Da öffnete sich die Thür, und ein russischer General in voller Uniform trat ein, der sich in verbindlicher Haltung dem Gefangenen näherte und in französischer Sprache zu ihm sagte: „Ich freue mich, mein Herr, Ihnen mittheilen zu können, daß Sie frei sind, und daß nichts im Wege steht, wenn Sie diese Uniform anlegen und hingehen wollen, wohin es Ihnen beliebt. Allerdings möchte, bevor Sie unser Land verlassen, der Kaiser Sie sprechen, auf dessen besonderen Befehl Sie freigegeben worden sind."

„Der Kaiser?" fragte erstaunt Graf Hordt.

„Jawohl," entgegnete der General, „der Kaiser Peter III., welcher, anerkannt von der Nation, der Nachfolger unserer erhabenen Kaiserin Elisabeth geworden ist, die vor wenigen Tagen plötzlich verstarb. Es ist mir, als dem Kommandanten der Festung, der Befehl geworden, Sie, Herr Graf, sofort auf freien Fuß zu setzen und Ihnen Alles zur Verfügung zu stellen, was Sie brauchen. Sie finden da eine Uniform, und zwar eine von des Kaisers eigenen Uniformen, der, wie Sie wissen, stolz darauf ist, Offizier in der preußischen Armee zu sein. Ich hoffe, sie wird Ihnen passen, und Sie finden auch in der Tasche des

Uniformrockes ein kaiserliches Gnadengeschenk in Gold. Ich werde Ihnen sofort einen Barbier und einen Diener schicken, damit Sie Toilette machen können, und erlaube mir noch hinzuzufügen, daß Sie in jenem Koffer dort auch Leibwäsche finden. Wollen Sie vorher speisen, so belieben Sie nur einen Wunsch zu äußern. Ich werde Sie nach besten Kräften bedienen, denn ich handle im Auftrage Seiner Majestät, unseres erhabenen Zaren. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen," setzte der Gouverneur noch hinzu, „und wenn Sie Gelegenheit haben sollten, mit Seiner Majestät über mich zu sprechen, so hoffe ich, daß Sie es mir nicht nachtragen, daß ich so viele Jahre lang unfreiwillig Ihr Kerkermeister gewesen bin."

Der Gouverneur verbeugte sich und verließ das Zimmer, den Grafen ganz fassungslos über den Wechsel seines Geschickes zurücklassend

Der Umschlag, der in der letzten halben Stunde erfolgt war, konnte in der That als ein ungeheuerlicher für den Offizier bezeichnet werden. Soeben noch ein an den Stein geketteter Gefangener in dem unterirdischen Festungverließ, und jetzt frei; und nicht nur das, sondern auch durch die Gunst des Kaisers ausgezeichnet.

O, er wußte es wohl, Peter, den man jetzt den Dritten nannte, war schon bei Lebzeiten seiner Tante Elisabeth ein begeisterter Freund Friedrich's des Großen gewesen. Er mußte nur immer seine Freundschaft verbergen. War doch dieser Peter ein deutscher Prinz, der Schwestersohn der Kaiserin Elisabeth, die eine Prinzessin von Holstein-Gottorp gewesen war. Auf den Wunsch der Kaiserin war der Prinz Ulrich von Holstein nach Rußland gekommen, dort unter dem Namen Peter Feodorowitsch zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten und von Elisabeth zum Nachfolger bestimmt worden. Zwar hatte sie ihn sofort nach seiner Ernennung zum Thronfolger als ihren Feind

betrachtet, weil sie wahrscheinlich fürchtete, durch ihn vom Thron gestoßen zu werden; sie hielt ihn von sich fern, ja behandelte ihn hin und wieder wie einen Gefangenen, und die einzige Unterhaltung dieses Prinzen war die Beschäftigung mit seinen holsteinischen und deutschen Truppen in Schloß Oranienbaum, seiner gewöhnlichen Residenz.

Dieser Freund Friedrich's des Großen, welcher früher unzählige Male in Briefen ihm seine Ergebenheit ausgedrückt hatte, und von dem man wußte, daß er so manchesmal die Kriegspläne der Russen gegen das unglückliche Preußen verhindert hatte, war also jetzt Kaiser. Nun war ja das Beste zu hoffen, nicht nur für den Grafen Hordt, sondern auch für seinen König, den großen Friedrich, der wohl gewiß noch am Leben war, und den der Himmel nicht hatte untergehen lassen.

Der französische Diener des Kommandanten erschien und fragte nach den Befehlen des Grafen.

Dieser erklärte ihm, er gedenke vor Allem Toilette zu machen. Der Kammerdiener verstand sich nach damaliger Sitte sowohl auf die Obliegenheiten eines Barbiers wie die eines Friseurs. Er schnitt das Haar des Gefangenen zurecht und flocht ihm einen Zopf, dann rasirte er ihn, half ihm beim Ankleiden und Waschen, und nach Verlauf einer Stunde stand Graf Hordt wieder als preußischer Offizier da, und eine merkwürdige Verwandlung schien mit ihm vorgegangen zu sein.

Seine Gestalt schien höher und aufgerichtet, seine Augen leuchteten, und wenn auch das Gesicht von dem langen Aufenthalt im Kerker bleich und fast grau aussah, fing es doch jetzt an sich zu röthen, infolge der Hoffnung und Freude, die in dem Herzen des früheren Gefangenen sich regte.

Jetzt sah man, daß der Graf nicht nur eine sehr statt-

liche Figur, sondern auch ein schönes, offenes Gesicht hatte, welches durch die Uniform noch mehr gehoben wurde.

Der Diener fragte nach weiteren Befehlen, und der Graf forderte ein Mahl, das ihm sofort aufgetragen wurde und das er mit dem Heißhunger eines Mannes verzehrte, dem nicht nur ein vortreffliches Essen, dem nicht nur der Wein, sondern auch ein gedeckter Tisch, Messer, Gabel und ein elegantes Serviren des Mahles Dinge sind, die er seit Jahren schmerzlich entbehren mußte.

Nach der Mahlzeit, bei welcher der Diener aufwartete, kam sich Graf Hordt wie neugeboren vor. Er fühlte sich stark genug, um zu erklären, daß er sofort dem Kommandanten seine Visite zu machen wünsche.

Der Graf begab sich über einige Korridore und Gänge nach dem Zimmer des Kommandanten und dankte diesem für die freundliche Behandlung. Ebenso bat er ihn, dem Kaiser seinen Dank für die Freilassung und für das großmüthige Geschenk von fünfhundert Dukaten, die der Graf in der Tasche seines Uniformrockes gefunden hatte, auszusprechen.

Der Kommandant theilte ihm darauf mit, daß der Kaiser angeordnet habe, Graf Hordt solle sich erst einige Tage erholen, dann an der großen Trauerfeierlichkeit zu Ehren der Kaiserin Elisabeth, die noch nicht begraben war, theilnehmen und dann dem Kaiser vorgestellt werden, der ihm seine weiteren Befehle persönlich geben würde. Der Kommandant rieth dem Grafen, auf den Festungswällen spazieren zu gehen, gut zu essen und zu trinken, damit er rasch und völlig wieder zu Kräften komme, erbot sich außerdem, ihn mit Lektüre und Unterhaltungsmitteln zu versorgen oder ihm einzelne Offiziere in der Festung vorzustellen, damit er Gesellschaft habe.

Entzückt und beglückt verließ Graf Hordt den Komman-

danten, um sofort den lang entbehrten ersten Spaziergang auf den Wällen der Festung zu machen. Konnte er doch hier nach so langer Zeit in vollen Zügen die frische Luft genießen, und gegen die Kälte war er genügend geschützt, denn unter den Effekten, die er der Huld des Kaisers verdankte, befand sich auch ein kostbarer Pelz, der zu seiner Uniform paßte.

— — — — — — — — — — — —

Der große Prunksaal des Winterpalais war als Trauersaal hergerichtet, und im geschlossenen Sarge war hier der einbalsamirte Leichnam der Kaiserin Elisabeth aufgebahrt. Ihn umgaben Lichter und betende Popen. Zu den Füßen des Sarges ruhten die Reichsinsignien und Ordenszeichen auf Tabourets. Unterhalb dieser lag nach alter Sitte auf einer silbernen Schüssel Reis.

Wer eintrat, um der todten Kaiserin seine Ehrfurcht zu erweisen, mußte sich dreimal vor dem Sarge niederwerfen und dann rückwärtsgehend den Saal verlassen, wobei er von zwei Dienern geleitet wurde, die ihn zur Thür hinausdirigirten.

Heute fand die große Schlußfeierlichkeit statt, zu welcher auch Graf Hordt befohlen war.

Die drei Tage der Erholung hatten ihm recht wohl gethan, wenn ihm auch noch die Spuren seiner langen Kerkerhaft deutlich anzusehen waren. Er sah das glänzende Gefolge, das den Kaiser und die Kaiserin am Sarge umgab, und ließ sich von einem der Offiziere der Festung, der ihn hergebracht hatte, Auskunft geben über die verschiedenen Persönlichkeiten, die er da erblickte.

Vor Allem fiel ihm die Gestalt der jungen Kaiserin Katharina auf, von der man wirklich behaupten konnte, daß sie eine geborene Kaiserin sei. Sie besaß nicht nur eine imposante Gestalt, sie war nicht nur ein wirklich schönes Weib, sondern sie besaß auch in ihrer ganzen Er-

scheinung, in all' ihrem Wesen eine Hoheit, eine Majestät, die ebenso den Höflingen wie dem rohesten Muschik*) imponiren mußte.

Neben ihr spielte Peter III. keine allzu günstige Rolle. Sein Aeußeres hatte weder Würde, noch etwas Gewinnendes. Er war hager und ziemlich hochgewachsen und trug den Kopf nach vorwärts geneigt. Eine breite, hervorragende Stirn, ein großer Mund, große, aber ausdrucksleere Augen, ein spitziges Kinn, viele Sommerflecken und einige Blatternnarben im Gesicht, welches sich hin und wieder infolge von Krampfanfällen verzerrte — das Alles gab zusammen keinen angenehmen Anblick.

Aber er war jetzt der Herrscher des großen russischen Reiches, und demüthig beugten sich vor ihm die Würdenträger in ihren golddbedeckten Uniformen, behangen mit Ehrenzeichen; vor ihm demüthigten sich alle die stolzen und schönen Frauen und Mädchen, die sich im Gefolge der Kaiserin befanden.

Unter dem endlosen Gesang der Popen, der fast nur aus der Wiederholung der Worte: „Gospodin pomiluj — Herr, erbarme Dich!" bestand, erfolgte durch den Archimandriten die schließliche Einsegnung der Leiche. Dann wurde der Sarg von Offizieren aufgehoben und nach der Kapelle des Winterpalais gebracht, von wo aus in der Nacht die Ueberführung nach der Kathedrale bei Fackellicht stattfinden sollte. Diese Ueberführung sollte in aller Stille geschehen, und weder der Kaiser, noch der Hof wollten ihr beiwohnen.

Der Kaiser und die Kaiserin begaben sich nach der Trauerfeier in den anstoßenden Saal und hielten hier Cercle, wobei ihnen verschiedene Personen vorgestellt wurden.

---

*) Bauer.

Als Graf Hordt, begleitet von dem Festungskommandanten, vor Peter III. erschien, sprang dieser von seinem Sitze auf und streckte dem Grafen die Hand entgegen mit den Worten: „Willkommen, Herr Kamerad! Ich freue mich herzlich, Sie in Freiheit zu sehen. Sie wissen, ich bin auch preußischer Offizier und trage dieselbe Uniform wie Sie. Ich bin ein begeisterter Freund meines Vetters und Bruders Friedrich, und bald soll die Welt darüber staunen, was wir Beide zusammen vermögen! Ich war preußischer Offizier, bevor ich russischer Großfürst wurde, und ich werde es meinem Bruder Friedrich nie vergessen, daß er mich zum Offizier gemacht hat. Sie sind frei, aber ich habe bereits an den König um die Erlaubniß geschrieben, daß Sie bei mir bleiben dürfen, bis ich selbst meinen erhabenen Bruder besuche. Sie sind mein Adjutant, können aber thun und lassen, was Sie wollen, nur will ich einen der tapferen preußischen Offiziere in meiner Nähe haben."

Die Begrüßung war eine überaus herzliche und für den Grafen Hordt ganz überraschende. Er war von dem König Friedrich wohl Worte der Anerkennung, aber nicht diesen Ton der Herablassung, ja Kameradschaftlichkeit, gewöhnt.

Der Festungskommandant führte darauf den Grafen vor die Kaiserin und stellte ihn dieser vor. Während Graf Hordt eine tiefe Verbeugung machte, blieb die Kaiserin auf ihrem Thronsessel, den die Hofdamen umstanden, sitzen und musterte kühl und vornehm die Gestalt des ihr soeben Vorgestellten.

„Sind Sie lange im Gefängniß der Festung gewesen?" fragte Katharina, und als Graf Hordt diese Frage bejahte, fuhr sie fort: „Schrecklich! Fürchterlich! Eine entsetzliche Behandlung!"

Der Offizier schien ihr Mitleid zu erregen, und des=

halb behandelte sie ihn anders, als wie sonst die Preußen, die sie haßte, weil ihr Gatte ihnen so sehr zugethan war.

„Sie haben sich wohl sehr unglücklich gefühlt?“ fragte die Kaiserin in deutscher Sprache weiter; sie war ja selbst eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst.

Graf Hordt entgegnete: „Nur zu unglücklich, Majestät; um so mehr, als ich drei Jahre von allen Nachrichten abgeschnitten gewesen bin und nicht einmal weiß, was in der Welt vorgegangen ist. Von den Offizieren der Festung, denen mich der Herr General und Kommandant vorstellte, konnte ich, da wir uns mit der Sprache nicht gut verständigen konnten, nur wenig erfahren, und nur soviel weiß ich, daß mein Herr und König noch lebt.“

Das Gesicht der Kaiserin verfinsterte sich auf einen Augenblick. Dann sagte sie: „So will ich wenigstens dafür sorgen, daß Sie über die inzwischen vorgefallenen Welthändel und Ereignisse unterrichtet werden. Maria Nikolajewna,“ wendete sie sich zu einer jungen Dame, die unter den Hofdamen zur Rechten ihres Thronsessels stand, „ich übergebe Dir diesen Offizier, damit Du ihn unterrichtest über das, was in den letzten Jahren vorgefallen ist; Du weißt es ja gut genug. — Das ist die Tochter des Obersten Talizin,“ fügte Katharina erklärend hinzu; „ihre Mutter war eine Deutsche, eine Landsmännin von mir und eine meiner Hofdamen. Maria Nikolajewna ist der deutschen Sprache mächtig und wird Ihnen das Nöthige mittheilen.“

Ein gnädiges Kopfnicken, und Graf Hordt war entlassen. Er trat zu der jungen Dame, die sich erröthend vor ihm verneigte und ihm erklärte: „Ich stehe zur Verfügung des Herrn und bitte, mir seine Wünsche mitzutheilen.“

Der Graf sah vor sich eine junge Dame im Anfange der zwanziger Jahre, welche sich in ihrem Aeußeren vortheilhaft von den anderen Damen des Hofes unterschied,

wenigstens soweit es sich um ihr Gesicht handelte. Ihre dunkelblauen, eigenthümlich leuchtenden Augen und ihr blondes Haar verriethen die deutsche Abstammung. Ihr weißer, zarter Teint, der in rosiger Reinheit leuchtete, stach sehr wohlthuend von den Gesichtern der eingeborenen Russinnen ab, welche zumeist einen gelblichen Teint hatten und außerdem durch Sommersprossen entstellt waren. Einzelne dieser vornehmsten Damen konnten selbst die tatarische Abkunft in ihren etwas schrägstehenden, dunkeln, blitzenden Augen nicht verleugnen, und deshalb sah unter ihnen die deutsche Prinzessin, die jetzige Kaiserin Katharina, so imposant aus. Nächst ihr war aber die schönste unter den Hofdamen Maria Nikolajewna, welche sich jetzt umwendete, um den Grafen nach einer Fensternische zu geleiten, da es nicht statthaft gewesen wäre, sich in der Nähe des Thronsitzes der Kaiserin zu unterhalten.

Der Graf sah die schlanke und doch volle Gestalt vor sich, welche nicht einmal durch die übermäßig lange Schnebbentaille verunziert wurde, welche den ganzen Oberkörper umschloß und von ihrer untersten Spitze bis zu dem breiten Ausschnitt mit unzähligen seidenen Schleifen verziert war. Der weite Reifrock der damaligen Mode hielt das schwere Seidenkleid auseinander, welches die Hofdame trug, und das hinten von einer langen Sammetschleppe umhüllt wurde, die sich um die Taille herumlegte. Das blonde Haar war halb verborgen unter einem schleierartigen Kopfputz, der sich vorn über der Stirn zu einer steifen, getollten Krause erweiterte, die wie ein Diadem aussah.

In der nächsten Fensternische angelangt, wies die Dame auf ein Tabouret, das in der Ecke stand, und der Graf hatte dabei Gelegenheit, ihren vollen, runden Arm zu bewundern, der bis zum Ellenbogen entblößt aus dem weiten Aermel des Kleides herauskam, und über welchen sich, nur halb verhüllend, die breiten, weißen Spitzen, die in den

Aermel eingenäht waren, legten. — Der Graf nahm, ermüdet von dem langen Stehen und noch immer unter den Folgen der langen Kerkerhaft leidend, Platz, worauf sich ihm gegenüber die Hofdame niederließ und ihm mit verbindlichem Ton sagte: „Wollen Sie mir mittheilen, was Sie zu erfahren wünschen?"

„Wenn ich das Glück haben darf," entgegnete Graf Hordt, „von Ihnen die Nachrichten zu bekommen, die ich seit so langer Zeit entbehrt habe, so bitte ich Sie, mich vor Allem wissen lassen zu wollen, wie es meinem Könige geht."

„Ich bedauere," sagte, wie es schien voll Mitgefühl, die Hofdame, „Ihnen gleich auf Ihre erste Frage keine günstige Antwort geben zu können. Ihr König befindet sich im Winterquartier und bereitet sich darauf vor, bei Beginn des Frühlings den siebenten Feldzug zu eröffnen, den er gegen das verbündete Europa führt. Seine Lage ist die denkbar schlechteste. Der größte Theil seiner Länder, ganz Preußen, Pommern, Schlesien, befindet sich in den Händen der Oesterreicher. Der König hat noch dreißigtausend Mann, von denen die Hälfte aus jungen und ungeübten Soldaten besteht, die alten Soldaten sind todt oder gefangen. Dagegen halten mehr als fünfhunderttausend Russen und Oesterreicher den König in seinen Winterquartieren so umschlossen, daß anzunehmen ist, sie werden ihn erdrücken, wenn erst die neue Kampagne beginnt. Der König hat große Siege während der letzten Jahre erfochten, durch welche er sich die Unsterblichkeit gesichert hat, aber er hat auch schwere Niederlagen erlitten. Seine Länder sind ausgesaugt, seine Bundesgenossen, die Engländer, haben ihn verlassen, er hat mit übermenschlicher Kraft in den letzten Jahren fast gegen ganz Europa gleichzeitig gekämpft, er hat nicht ein-, sondern zehnmal mit seinem Genie sich gerettet, wenn ihn alle Welt verloren glaubte, aber man nimmt jetzt an, daß seine Hilfsmittel erschöpft sind

und daß der nächste Feldzug auch der letzte sein wird, der mit dem Untergang des großen Königs endet, wenn nicht ein Wunder geschieht —"

Die Hofdame blickte auf und erschrak über die Wirkung, welche ihre Worte bei dem Offizier hervorgerufen hatten. Sie sah seine Mundwinkel zucken und Thränen über seine Wangen fließen. Nur mühsam beherrschte sich Graf Hordt. Er faltete die Hände und murmelte: „O, mein König! Mein armer König!"

Maria Nikolajewna Talizin schien erschüttert von dem Schmerze des Offiziers. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte sanft: „Beruhigen Sie sich, Herr Hauptmann, es sind Hoffnungen vorhanden, daß das Wunder, von dem ich sprach, wirklich geschehen werde. Vergessen Sie nicht, daß unser erhabener Kaiser seit seiner Jugend ein Freund Ihres Königs ist, und ich darf Ihnen wohl mittheilen, daß bereits seit einigen Tagen Unterhändler von hier abgegangen sind, um Ihrem Könige einen Waffenstillstand anzubieten. Sobald aber der Waffenstillstand geschlossen ist, ziehen dreihunderttausend Russen, die unter Butturlin gegen Ihren König im Felde stehen, sich zurück, und der König hat nicht nur freie Hand in Pommern, Preußen und Schlesien, sondern er sieht auch die Armee der Kaiserin von Oesterreich um diese große Anzahl von Bundesgenossen geschwächt. Ich glaube, die Hoffnung ist berechtigt, daß der Tod der erhabenen Kaiserin Elisabeth und der Regierungsantritt unseres Kaisers eine glückliche Wendung in dem Schicksal ihres Königs hervorbringt."

„Ich danke Ihnen," sagte Graf Hordt und küßte die Hand der Hofdame, „ich danke Ihnen für diese Nachricht, durch die Sie die Hoffnung auch in mir wieder erweckt haben. Ich glaube, mein König wird nicht untergehen. Gott kann nicht wollen, daß er von der Uebermacht seiner Feinde vernichtet, daß er zu ihrem Gespött wird, nachdem

er wie ein Held, nachdem er wie ein Halbgott so viele Jahre lang um seine Existenz und um seine Ehre gekämpft hat! Was mag er gelitten haben! Welche Wechselfälle des Krieges mögen sein Herz bedrückt haben während dieses endlosen Krieges, in dem er allein gegen so viele Feinde stand?"

Das Gesicht des Grafen hatte sich bei diesen Worten und während der Erregung, die ihn beherrschte, geröthet, seine Augen blitzten und leuchteten jetzt, als er von seinem Könige sprach, und, wie es schien, betrachtete ihn die junge Dame voll Rührung.

Um sie zu verbergen, begann sie wieder zu erzählen. Sie schilderte in kurzen Worten die Vorgänge der Feldzüge von 1759 bis 1761, sie erzählte ausführlich von den Siegen, die der große König erstritten, und berichtete von den Niederlagen und Unglücksfällen, die ihn betroffen hatten, und wenn sie auch die oft eingestreuten Fragen Hordt's nicht so genau beantworten konnte, wie dieser es gewünscht hätte, weil sie in die Einzelheiten nicht genügend eingeweiht war, so erhielt er doch durch ihr lebhaftes Geplauder einen Ueberblick über die Vorgänge der letzten Jahre und über den gegenwärtigen Stand der politischen Verhältnisse.

Er hätte noch stundenlang zuhören können und merkte es nicht, wie ihm die Zeit im Fluge verstrich. Erst ein allgemeines Geräusch im Saale machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich nicht allein mit der jungen Dame dort befinde.

Er gewahrte, daß der Hof aufbrach, um den Saal zu verlassen. Ein Offizier näherte sich dem Grafen und sagte in französischer Sprache: „Herr Kapitän, Seine Majestät lassen Ihnen den Wunsch aussprechen, daß Sie nach Oranienbaum mitkommen, wohin sich jetzt der Hof begibt."

„Die Wünsche Seiner Majestät," entgegnete der Graf,

sich verbeugend, „sind mir Befehle. Ich werde mich sofort nach Oranienbaum begeben und mich dort zur Verfügung Seiner Majestät stellen.“

Der Offizier verbeugte sich, grüßte, verbeugte sich dann auch vor der Hofdame und verschwand in dem Gedränge, das jetzt entstand, nachdem die Majestäten den Saal verlassen hatten.

„Dieser Herr war der Lieutenant Gudowitsch,“ erklärte die Hofdame, „der Adjutant und Vertraute des Kaisers.“

„Ich danke Ihnen für die Aufklärung,“ entgegnete der Graf, „und werde mir Mühe geben, den Wünschen Seiner Majestät sofort nachzukommen. Wie weit ist es nach Oranienbaum, und wie komme ich dahin?“

„Wenn Ihnen meine Kibitke genügt,“ erklärte die Hofdame, „so können Sie darin sofort, zugleich mit dem Hof, die Fahrt nach Oranienbaum antreten. Sie müssen allerdings während dieser, mehrere Stunden währenden Fahrt im Schlitten mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen. Ich habe aber die Pflicht, Sie noch weiter zu unterrichten, da mir Ihre Majestät die Kaiserin dies aufgetragen hat. Wollen Sie mir Ihren Arm reichen, damit wir uns den Hofstaaten anschließen, die zugleich mit den Majestäten nach Oranienbaum abfahren.“

Graf Hordt reichte der Dame den Arm, und sie schlossen sich den anderen Würdenträgern und Offizieren mit ihren Damen an, welche die große Freitreppe des Palais nach dem Hofe hinabflutheten, wo irgend etwas Besonderes vorzugehen schien.

Als Graf Hordt mit seiner Dame am Arme diesen Hof erreichte, sah er zu seinem Erstaunen wohl fünfzig preußische Offiziere aufgestellt, welche mit ihren dreieckigen Hüten in der Hand und in der strammen militärischen Haltung, welche die Preußen schon damals auszeichnete, in mehreren Gliedern hintereinander formirt waren und

den Worten des Kaisers lauschten, der ihnen gerade zurief: „Und so sagen Sie, meine Herren, Ihrem großen Könige, meinem erhabenen Freunde und Bruder, daß ich ihn nicht solch' tapferer Offiziere berauben will, wie Sie sind, daß ich Sie ihm zurücksende mit meinen Grüßen und mit dem Wunsch, bald den Frieden zu haben, dessen erste Verhandlungen bereits eingeleitet sind. Gehen Sie nach Ihrer Heimath zurück und vergessen Sie es, wenn Ihnen in Rußland irgend welche Unbill angethan worden ist. Ich will gut machen, was vielleicht an Ihnen verschuldet worden ist. Bis zur Grenze sind Sie meine Gäste. Einer meiner Adjutanten wird Sie geleiten, damit Sie wohlbehalten nach Ihrer Heimath kommen und sich Ihrem Könige zur Verfügung stellen können. Leben Sie wohl, meine Herren, und vergessen Sie nicht, meinen Freund und Bruder von mir zu grüßen!"

Ein lautes: „Zu Befehl, Majestät!" ertönte aus den Reihen der preußischen Offiziere, welche Graf Hordt mit fieberhafter Aufregung gemustert hatte. Hoffte er doch unter ihnen irgend einen Freund und Waffenkameraden, irgend einen getreuen Genossen der Feldschlacht und des Lagers wiederzufinden, deren er so oft in seinem fürchterlichen Kerker gedacht hatte. Aber ach! seine Hoffnung täuschte ihn. Ja, es mußte schlimm um König Friedrich stehen, daß er halbe Kinder zu Offizieren machte. Unter diesen jungen Leuten, von denen kaum einer das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreicht zu haben schien, befand sich keiner jener älteren Offiziere, die zusammen mit dem Grafen Hordt in Friedens- und Kriegszeiten gedient hatten. Sie waren Alle längst nicht mehr. Wahrscheinlich waren sie gefallen auf den Schlachtfeldern, erlegen den fürchterlichen Strapazen eines vieljährigen Krieges, oder sie schmachteten in einer Gefangenschaft, gleich derjenigen, die er selbst durchlebt.

Er schritt an den Reihen seiner Kameraden vorüber und mußte sich begnügen, sie nach militärischer Sitte durch Abnehmen des Hutes zu begrüßen. Erstaunt betrachteten die jüngeren Offiziere den älteren Kameraden im Gefolge des Kaisers.

„Die Armen!“ murmelte Graf Hordt, als er mit der Hofdame am Arm dem Ausgangsportal zuschritt, vor welchem die Schlitten einzeln vorfuhren. „Wie viele mögen im Kerker gestorben sein von diesen Knaben, die an solche Leiden nicht gewöhnt waren!“

„Sie irren, mein Herr,“ sagte Maria, „wenn Sie vermuthen, daß diese jungen Offiziere gleiche Leiden durchzumachen hatten, wie Sie. Jene Herren waren nur in der Festung Schlüsselburg internirt und wurden zwar streng bewacht, aber doch nicht als Verbrecher behandelt. Vergessen Sie nicht, daß das harte Schicksal Sie nur traf, weil Sie der einzige gefangene Offizier aus der Schlacht bei Zorndorf waren und weil mit Ihnen zugleich die Nachricht von jener Niederlage an Kaiserin Elisabeth kam.“

„Man hatte mich wohl vergessen,“ sagte Hordt, „und vielleicht verdanke ich es nur einem Zufall, daß man sich meiner jetzt erinnerte, nachdem die Kaiserin Elisabeth das Zeitliche gesegnet hat?“

„Gewiß!“ sagte etwas hastig die Hofdame. „Seine Majestät wurde vor einigen Tagen an Sie erinnert.“

„Wer kann das gethan haben?“ sagte Hordt erstaunt. „Ich habe keinen Menschen am Hofe, der mich kennt oder den ich meinen Freund nennen könnte. Wer sollte sich meiner erinnert, wer sollte um meinetwillen dem Kaiser eine Mittheilung gemacht haben?“

„Vielleicht hatten Sie doch einen Freund hier, ohne es zu wissen; vielleicht einen recht unbedeutenden Freund, der Ihnen aber doch von Nutzen sein konnte.“

Nach einer Pause fuhr die junge Dame zögernd fort:

„Die Frau Gräfin, Ihre Mutter, lebte vor acht Jahren in Berlin?"

„Ja," entgegnete der Graf wehmüthig lächelnd. „Sie lebte in Berlin, weil sie mir zu Liebe schon vor vielen Jahren nach Preußen gezogen war und ihre schwedischen Besitzungen aufgegeben hatte. In Berlin starb sie auch, und ich möchte sagen, zum Glück starb sie, bevor dieser entsetzliche Krieg begann, durch den ich in so schweres Leid kommen sollte. Doch Sie verzeihen, wenn ich nur an mich selbst denke. Sie fragten nach meiner Mutter. Darf ich hoffen, daß Sie diese würdige Frau kannten?"

„Ich kannte sie recht gut," entgegnete Maria, „und ich kannte auch Sie bereits, Herr Graf, wenn Sie sich auch wohl gewiß nicht mehr meiner erinnern. Für einen jungen Offizier war vor acht Jahren das vierzehnjährige Mädchen wohl zu unbedeutend, welches aus seiner Heimath nach Berlin gekommen war und durch eine Freundin bei Ihrer würdigen Frau Mutter eingeführt wurde und einige Male in Ihrem Hause verkehrte. Dann blieb ich in Anhalt zu meiner Erziehung, wohin mich meine Mutter, die sich als Hofdame der Kaiserin hier mit meinem Vater verheirathete, gesandt hatte. Erst vor einem Jahre kehrte ich nach Petersburg zurück, weil meine Mutter gestorben war, und damals erfuhr ich auch, daß Sie Gefangener in der Peter-Pauls-Festung seien. Es that mir unendlich weh, Ihnen nicht helfen zu können" — die Dame verbesserte sich und sagte: „Ich bedauerte lebhaft, Ihnen nicht helfen zu können, denn ich erinnerte mich Ihrer wohl, und oft habe ich auch wohl meinen Vater gefragt, ob dieser nicht für Sie ein gutes Wort bei der Kaiserin einlegen wollte. Aber er hielt es für zu gefährlich, zu Gunsten eines Preußen bei der Kaiserin zu sprechen, und so konnte Ihr Geschick nicht gemildert werden, bis unser Kaiser zur Regierung kam. Auf dem letzten Musikabend schenkte er mir die Ehre, einige

Worte an mich zu richten und mich darnach zu fragen, ob ich Gelegenheit gehabt hätte, während meines Aufenthalts in Deutschland den König Friedrich II. zu sehen. Ich bejahte dies, und es bedurfte nur einer leisen Hindeutung auf Sie, die der Kaiser sofort verstand, um ihn ganz in Feuer und Flamme zu setzen. Es lag ihm jedenfalls daran, Ihnen eine eklatante Genugthuung zu bereiten und Sie nach Möglichkeit auszuzeichnen. Deshalb befahl er Ihre sofortige Freilassung und will Sie vorläufig in seiner Umgebung behalten."

„Also Ihnen verdanke ich meine Rettung und den Wandel in meinem Geschick?" sagte Graf Hordt und ergriff die Hand der jungen Dame. „Sie sind meine Retterin geworden, denn wer weiß, ob ich nicht vergessen worden wäre —"

„Das ist der Schlitten," sagte Maria und wies auf die Schlittenkibitke, die soeben vorfuhr. Sie bestand aus einer Art einfachen Kutschkastens mit einem harten Brettersitz, der aber mit Pelzen ausgelegt war. Drei Pferde, nebeneinander gespannt, wurden von einem Kutscher im Bauernkostüm gelenkt, den nur die goldenen Tressen an der Pelzmütze als einen herrschaftlichen Kutscher bezeichneten.

Diener standen zur Hand, welche sowohl für den Hauptmann, als auch für die Dame die Pelze bereit hielten, die sie bei ihrem Eintritt in den Saal abgelegt hatten.

Ehe Graf Hordt sich in seinen Pelz gehüllt hatte, war die Hofdame bereits ohne seine Hilfe in die Kibitke geschlüpft und setzte sich hier zurecht. Er folgte ihr, und sie fragte nur, ob er gestatte, daß sie auf der einen Seite den ledernen Vorhang zurückziehe, um ihrem Gast die Aussicht auf die Straße und später auf das Meer zu gewähren, von dessen Ufer nicht weit entfernt der große Schlittenzug dahinfuhr.

Auf ein Zeichen des Dieners setzte sich sofort das Dreigespann in rasender Karrière in Bewegung.

2.

Im Schlosse zu Oranienbaum saß in seinem Arbeitszimmer Peter III. und hörte den Vortrag seines Adjutanten Gudowitsch.

„Also sie freuen sich,“ sagte der Kaiser, „über meine neuesten Erlasse und sind zufrieden damit?“

„Jawohl, Majestät,“ entgegnete der Offizier. „Die beiden Erlasse von vorgestern haben ganz Petersburg in einen Taumel der Freude versetzt. Die Adelsversammlung hat beschlossen, Eurer Majestät eine goldene Ehrensäule zu errichten, so sehr erfreut sind alle Adeligen über den Erlaß Eurer Majestät, welcher gestattet, Reisen in's Ausland zu machen. — Die Bevölkerung ist außer sich vor Freude und Glück, daß Eure Majestät durch den Ukas von vorgestern die Geheime Kanzlei, den Gerichtshof für Staatsverbrechen, aufgehoben haben, weil man behauptet, daß die meisten der vor diesen Gerichtshof Gezogenen unschuldig waren und nur aus Rache oder Gewinnsucht von ihren Feinden denunzirt wurden. Durch Anschlag an die Mauern ist der Hauptstadt Kunde gegeben worden von den beiden Erlassen. Allenthalben herrscht Freude und Glück, und wenn erst im ganzen Lande, so weit das russische Reich sich erstreckt, die Kunde sich verbreitet haben wird, so werden Eure Majestät ein glückliches Volk regieren, das seinen Herrscher über Alles lieben und vergöttern wird.“

„Ich danke Dir für diese Nachrichten, Gudowitsch,“ sagte der Kaiser, „und gleichzeitig dafür, daß Du mir den Rathschlag gegeben hast, diese Ukase zu erlassen. Was sagt aber meine Frau Gemahlin dazu?“

„Soviel ich weiß,“ sagte Gudowitsch zögernd, „ist auch Ihre Majestät hocherfreut; schon deshalb, weil sie sieht,

wie die ganze Bevölkerung der Hauptstadt Eurer Majestät dankbar ist."

„Meinst Du," sagte der Kaiser lächelnd, „sie freut sich darüber? Dann irrst Du Dich, oder Du belügst mich. Du weißt sehr wohl, daß ihr nichts unangenehmer ist, als wenn ich mich auf dem Thron befestige. Schweig'! Ich weiß, Du willst widersprechen, und ich kenne Deine Art und Weise, die Kaiserin in Schutz zu nehmen, aber ich sage Dir, ich konnte ihr keinen schlimmeren Streich spielen, als daß ich Deine Rathschläge befolgte und den Adel für mich gewann, und ebenso das Volk. Ich konnte ihr keinen schlimmeren Streich spielen, denn sie trachtet nach dem Thron und nach meinem Leben."

„Majestät," sagte Gudowitsch entsetzt, „welcher Verdacht!"

„Es ist kein Verdacht," versetzte der Kaiser, „es ist Wirklichkeit! Ich weiß, daß sie meine Todfeindin ist. Von dem Augenblick an, wo sie, durch ihre Mutter gezwungen und dem Willen der Kaiserin Elisabeth folgend, die Ehe mit mir schloß, war sie meine ärgste Feindin und nur darauf bedacht, mir zu schaden."

„Aber Ihre Majestät," sagte Gudowitsch beruhigend, „hat dem Lande einen Thronfolger geboren."

„Schweig' mir davon!" entgegnete zornig der Kaiser. „Meine Pflicht ist, dafür zu sorgen, daß Derjenige mein Nachfolger wird, welcher durch das Recht seiner Geburt die nächste Anwartschaft auf den Thron hat. Du siehst mich fragend an? Ich meine Iwan, der in Schlüsselburg seit seiner frühesten Jugend Gefangener ist und den ich in den nächsten Tagen zu meinem Nachfolger zu ernennen gedenke."

Der Adjutant war erstaunt einen Schritt zurückgetreten. „Majestät," sagte er entsetzt, „werden diesen Schritt nicht thun, der großes Unglück nicht nur über das Land, sondern

auch für Eure Majestät bringen könnte! Die mächtige Partei der Kaiserin —"

„Ah!" unterbrach Peter III., ironisch lächelnd, den aufgeregten Offizier; „jetzt sprichst Du von einer Partei der Kaiserin, jetzt plötzlich siehst Du, daß sie seit Jahren versucht hat, mir Feinde zu machen!"

„Eure Majestät mißverstanden mich," sagte einlenkend Gudowitsch. „Die Kaiserin hat diese Partei nicht gemacht in böser Absicht, sie hat sich Freunde erworben durch ihre Herablassung, durch ihre Freundlichkeit, durch ihre Wohlthätigkeit."

„Jawohl!" höhnte Peter, „durch ihre Herablassung, durch ihre Freundlichkeit, durch ihre Wohlthätigkeit hat sie sich Freunde gemacht und sucht sie sich beständig Freunde zu machen, aber nur, um sie in dem Augenblick, der ihr günstig scheint, gegen mich zu verwenden! Sprich mir nicht gegen meinen Plan. Ich werde meine Maßnahmen treffen. Ich werde auch nicht so thöricht sein, jetzt sofort meinen Nachfolger zu bestimmen. Dazu habe ich wohl noch einige Jahre Zeit, oder glaubst Du, ich sei so sehr bedroht, daß es jetzt schon nöthig wäre, einen Nachfolger zu ernennen?"

„Gott erhalte Eure Majestät noch lange zu Rußlands Freude und zu unser Aller Glück!" entgegnete Gudowitsch. „Aber Eure Majestät haben mich so oft gewürdigt, einen Rath zu ertheilen und meine Ansicht zu hören, daß ich Sie bitten möchte, von der Erklärung für den unglücklichen Prinzen Iwan für immer Abstand zu nehmen. Weder Prinz Iwan, noch seine Eltern waren beliebt im Volke. Die hochselige Kaiserin hat alles Mögliche gethan, um den Unwillen des Volkes gegen die Familie des Prinzen und gegen diesen selbst zu erregen. Auch die Geistlichkeit würde sich widersetzen."

„Die Geistlichkeit!" entgegnete der Kaiser. „Sie soll

mehr von mir hören! Ich habe beschlossen, sie zu den Lasten des Staates heranzuziehen und ihr einen Theil ihrer Güter zu nehmen. Ich will diese widerspenstigen Popen nicht mehr länger auf Staatskosten die großen Herren spielen lassen. Das Eigenthum der Kirchen, soweit es nicht aus frommen Stiftungen herstammt, muß zurückgegeben werden, denn ich brauche Geld, Gudowitsch, viel Geld, und Du weißt auch wozu. Du bist der Einzige, der mein Geheimniß kennt, Du weißt es, daß es der Schwur meiner Jugendjahre war, Rache zu nehmen an Dänemark, welches unser Haus Holstein so tief gedemüthigt hat. Ich muß Geld haben, um eine neue Armee zu schaffen, um für die Erneuerung der Flotte zu sorgen, die im Kriege mit meinem Bruder Friedrich so große Verluste erlitten hat. Ja, ich will sein Beispiel nachahmen! Ich will meine Regierung damit beginnen, daß ich gleich ihm das Schwert ziehe, um meiner Krone den Lorbeer des Sieges beizufügen! Ich selbst will mich an die Spitze meines Heeres stellen und Dänemark niederwerfen! Ich will sie demüthigen, diese stolzen Inselräuber, die mein Haus durch Jahrzehnte hindurch beschimpft haben! — Du weißt übrigens, daß ich meinen Plan noch geheim halten muß; Du bürgst mir mit Deinem Kopfe dafür, daß nichts von dem, was ich Dir sagte, verlautet. Ich muß mich erst frei machen, muß erst das Bündniß mit Frankreich und Oesterreich lösen. — Was hattest Du schon wieder?"

„Ich wollte Eure Majestät nur daran erinnern," sagte Gudowitsch, „daß der französische Gesandte, Marquis de Breteuil, und der österreichische Gesandte, Marquis Merci d'Argenteau, wiederholt darum gebeten haben, von Eurer Majestät empfangen zu werden, um Ihnen die Absichten Ihrer Verbündeten für den Feldzug des Frühjahrs auseinander zu setzen."

„Ich will sie nicht sehen!" erklärte der Kaiser mit ab-

wehrender Handbewegung. „Sage ihnen, ich sei beschäftigt; man soll mich in Ruhe lassen, da ich jetzt beim Antritt meiner Regierung so viel zu thun habe. Vertröste sie auf spätere Zeit. Wenn aber der preußische Gesandte, Herr von der Goltz, ankommt, der von Warschau her unterwegs ist, so soll er sogleich vorgelassen werden, sei es bei Tag oder bei Nacht. Ich will mit ihm sofort verhandeln, und damit kein Aufsehen entsteht, mag er bei dem englischen Gesandten, Lord Keith, absteigen und mit diesem zusammen vorfahren. Ich will Frieden mit meinem Freunde und Bruder Friedrich von Preußen haben."

„Eure Majestät," versetzte der Adjutant, „wollen diesen Frieden schließen, ohne sich mit Ihren Bundesgenossen in's Einvernehmen zu setzen?"

„Meine Bundesgenossen?" fragte der Kaiser. „Habe ich mit ihnen Bündnisse geschlossen? Niemals! Ich hätte nie meine Hand dazu hergegeben, um mich mit diesen schlimmsten Feinden Rußlands auch nur auf einen Augenblick zu vereinigen, um den unglücklichen Preußenkönig zu vernichten. Niemals hätte ich, wenn man mich darum gefragt hätte, auch nur zu diesem Bündnisse gerathen. Aber Du weißt, man fragte mich eben nicht. Meine unglückliche Tante ist durch Intriguen getäuscht worden. Man hat ihr Mittheilung gemacht von angeblichen Beleidigungen, die der Preußenkönig gegen sie als Frau und Kaiserin ausgestoßen haben soll, und sie hat einen Krieg geführt, nicht im Interesse des Reiches, wie ich zu meinem Bedauern sagen muß, sondern um ihrer Rache Genüge zu leisten! Weißt Du auch, was dieser Krieg Rußland gekostet hat? — Mehr als dreihunderttausend Menschen, mehr als sechsundfünfzig Millionen Rubel allein im letzten Jahre! — Weißt Du, daß er uns fast unsere ganze Flotte gekostet hat, ohne daß wir etwas dadurch erreichten? — An den Ufern der Ostsee, von Memel bis Kolberg, liegen

am Strand die Trümmer der russischen Schiffe, die dort durch Stürme gescheitert sind, und mit denen zusammen so und so viele tapfere Matrosen und Soldaten dem Reiche verloren gingen. Rußland ist erschöpft und hat sich fast aufgerieben — ich gedenke dem ein Ende zu machen."

„Und doch wollen Eure Majestät," sagte Gudowitsch zögernd, „einen neuen Krieg gegen Dänemark in's Werk setzen?"

„Ja, das will ich," entgegnete der Kaiser. „Ich will es um jeden Preis! Aber ich will erst die Flotte und das Heer kräftigen. Ich will mir aus dem Vermögen der Popen das Geld besorgen, das dazu nöthig ist, und dieser Krieg soll wahrlich nicht allzu lange dauern. Ich werde mich verbinden mit dem größten Monarchen, der auf Europa's Throne sitzt, mit meinem Bruder Friedrich von Preußen, und ich will sehen, wer uns Beiden widersteht. Wir wollen, wenn es nöthig ist, die Welt erobern! — Mach' nicht solch' verwunderte Augen, Gudowitsch! Ich habe den Unterhändlern, die nach Warschau gegangen sind, um dort den Waffenstillstand zu vereinbaren, Instruktionen mitgegeben, durch welche auch der Friedensschluß vorbereitet wird, und ist dieser erst geschlossen, dann stößt Butturlin mit seinen dreihunderttausend Mann zum Heere des Preußenkönigs und wendet sich mit ihm zusammen gegen Oesterreich, und wenn es sein muß, auch gegen Frankreich. Die Welt soll Ueberraschungen genug erleben! Sie soll ebenso überrascht sein, wie Du. — Doch nun genug von Regierungsgeschäften! Hast Du dem Preußen, dem Grafen Hordt, gesagt, daß ich ihn zu sprechen wünschte?"

„Er harrt im Vorzimmer der Befehle Eurer Majestät."

„So laß ihn eintreten."

Wenige Augenblicke später stand Hordt vor dem Kaiser und verbeugte sich tief. Dieser reichte ihm vertraulich die

Hand, betrachtete ihn prüfend und sagte: „Zu meiner Freude sehe ich, daß Sie sich in den wenigen Tagen, während welcher Sie sich hier aufhalten, von Ihrer Haft bedeutend erholt haben. Schon längst hatte ich den Wunsch, mit Ihnen zusammen zu sein und über Ihren König zu sprechen, Ihnen auch einmal meine Truppen zu zeigen, die ich selbst nach preußischem Muster eingeübt habe, aber die Regierungsgeschäfte ließen mir so wenig Zeit, und dieser Barbar da, mein Freund Gudowitsch, hat jeden Tag neue Angelegenheiten, welche berathen werden sollen, und dann ist er unausstehlich mit seinen Einwendungen."

Daß die letzten Worte nicht ernst gemeint waren, ersah man daraus, daß der Kaiser lächelte und seinen Blick wohlwollend auf seinem wahren und einzigen Freunde ruhen ließ.

„Aber heute wollen wir uns losmachen und einmal vor den Augen eines preußischen Offiziers zeigen, was wir gelernt haben. Ist das Holsteinische Bataillon im Schloßhofe, Gudowitsch?"

„Zu Befehl, Majestät, es ist aufgestellt und wartet auf das Erscheinen seines höchsten Kriegsherrn."

„Kommen Sie, Graf!" sagte der Kaiser und ließ sich von Gudowitsch den Degen reichen, den er an seine Uniform befestigte. Dann nahm er den Stock mit dem silbernen Knopf und den schwarz und silbernen Trodden, welche das Abzeichen des preußischen Offiziers bildeten, setzte den Hut auf und stand nun vollständig in der Uniform eines preußischen Generals vor Hordt.

Hatte doch Peter trotz der Feindschaft seiner Tante mit dem Preußenkönig diesen durch heimliche Emissäre unablässig bitten lassen, ihn beim Avancement in der preußischen Armee nicht zu vergessen. Trug er doch, seitdem er Kaiser war, zum Erstaunen der Würdenträger, selbst bei den größten Feierlichkeiten nie eine andere als die preußische

Uniform. Er begab sich jetzt, gefolgt von den Offizieren, nach dem Hofe hinab, wo einige Hundert Mann in Linie aufgestellt waren und beim Erscheinen des Kaisers diesem die Honneurs erwiesen.

Während der ganzen Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth, die beständig fürchtete, der von ihr selbst ernannte Thronfolger könne daran denken, sie vom Thron zu stürzen, hatte Peter's einzige Beschäftigung darin bestanden, einige Hundert Mann holsteinischer Truppen, die ihm die Kaiserin bewilligt hatte, einzuexerzieren und nach preußischem Muster zu drillen. Die Kaiserin gönnte ihm diese unschuldige Spielerei, weil sie sah, daß er dadurch von anderen Dingen abgezogen würde.

Der Kaiser durchschritt musternd die Reihe der präsentirenden Soldaten, und seinen Augen entging nicht die geringste Kleinigkeit am Anzuge und an der Haltung der Soldaten. Hier zog er einem den Rock selbst zurecht oder ordnete ihm das Kreuzbandelier, an dem die Pack- und Patronentasche hing, hier verbesserte er die Stellung eines Mannes oder eine Haltung des Gewehrs, kurzum er zeigte sich bis in die kleinste und geringste Einzelheit des Dienstes nach preußischem Muster eingeweiht.

Er ließ schultern und wendete sich dann an Hordt mit der Frage: „Nun, vermissen Sie etwas an diesen Soldaten? Sind sie nicht ganz nach preußischem Muster einexerziert?“

„Sie sind nicht nur einexerzirt,“ sagte Graf Hordt, „sondern vortrefflich ausgebildet, und wenn mein Herr und König Gelegenheit hätte, diese Mustertruppe zu sehen, so würde er erstaunt sein über ihre Leistungen und über ihre vorzügliche Ausbildung.“

Des Kaisers Gesicht glänzte vor Freude. Er reichte dem Grafen die Hand mit den Worten: „Ich danke Ihnen, Sie konnten mir keine größere Freude machen. Ja, ich

wünschte, mein Bruder Friedrich könnte einmal sehen, wie ich ihn verehre, und wie ich glücklich bin, diese wenige Mann nach seiner Schule für den Kriegsdienst eingeübt zu haben. Aber es soll bald anders werden in Rußland. Die ganze Armee will ich nach seinem Beispiel reformiren und ausbilden; und nun, Graf, sollen Sie sehen, wie diese Truppe ausgebildet ist. Ich bitte Sie, selbst das Kommando zu übernehmen!"

Zum Erstaunen der Offiziere und Mannschaften zog der Kaiser seinen Degen, trat auf dem rechten Flügel der Truppe als Offizier ein und erwartete die Befehle des preußischen Hauptmanns, des Grafen Hordt.

Gudowitsch flüsterte ihm zu: „Rasch, ziehen Sie den Degen und geben Sie einige Kommandos! Sie machen den Kaiser glücklich damit."

Halb wie im Traum zog der Graf seinen Degen, salutirte vor dem Kaiser und kommandirte dann einige Evolutionen, Wendungen und Marschübungen, welche von der Truppe untadelhaft ausgeführt wurden. Gleich jedem Soldaten aber führte der Kaiser jedes Manöver aus, und seine sonst nicht imposante Gestalt sah bedeutend besser aus, wenn er mit aller Gewalt seinem Körper die vorschriftsmäßige Haltung gab und jene Steifheit, die dennoch mit Präzision gemischt war, zum Ausdruck brachte, die er für die höchste Dressur des Soldaten hielt. Er that seine Pflicht, wie jeder Mann dieser Mustertruppe, welche durch jahrelange Uebungen in der That zu einer „Exerziermaschine" geworden war und welche am Petersburger Hofe den mitleidigen Spottnamen der „Plackhölzer" erhalten hatte.

Nach einigen Wendungen ließ Graf Hordt die Truppe wieder in Linie rücken, salutirte vor dem Kaiser und ließ dann präsentiren.

Der Kaiser trat aus der Linie heraus, befahl das Ge-

mehr zu schultern, und aus seinen Augen leuchtete die Erwartung des Urtheils, das der preußische Hauptmann über seine Truppen fällen würde.

Dieses Urtheil fiel der Wahrheit gemäß sehr günstig aus, und der Kaiser schien ganz außer sich über seinen Erfolg zu gerathen.

„Heute ist einer der glücklichsten Tage meines Lebens," sagte er zu dem preußischen Offizier. „Haben doch meine Mannschaften und ich vor den Augen eines tapferen Preußen die Probe bestanden. Aber der glücklichste Tag meines Lebens würde der sein, wenn mein Bruder Friedrich diese Truppe musterte, wenn ich unter seinem Kommando mich auszeichnen könnte! Ich verleihe Ihnen den Orden des heiligen Alexander Newski, und damit Sie die bei der Verleihung übliche Summe an das Waisenhaus entrichten können, gestatten Sie, daß ich Ihnen tausend Dukaten aus meiner Schatulle sende."

Graf Hordt war sprachlos über diese neue kaiserliche Gnade, in diesem Augenblicke aber nahte sich eine Gruppe von Damen, an deren Spitze die Kaiserin schritt. Hordt musterte, trotzdem er aufgeregt genug war, diese Gruppe, weil seine Augen eine Dame in dem Gefolge der Kaiserin suchten, die er seit den letzten Tagen nur flüchtig und aus weiter Entfernung wiedergesehen hatte.

Seine Augen täuschten ihn nicht. Hinter der Kaiserin schritt unter den Hofdamen Maria Talizin, ebenso wie ihre Herrin und die anderen Damen in Pelze gehüllt, während die Hände in Muffen verborgen waren.

Der Kaiser wurde erst auf das Herannahen seiner Gattin aufmerksam, als sie dicht vor ihm stand.

Er wendete sich mit den erstaunten Worten an sie: „Was willst Du hier?"

Sein Gesicht drückte Unruhe, ja fast Besorgniß aus.

„Ich bin gekommen," erklärte die Kaiserin mit ver-

bindlichem Lächeln, „um Dich an der Spitze der Truppen zu sehen, die Du am liebsten hast. Ich hoffte Dir mit meinem Kommen eine Freude zu machen.“

Der Kaiser stutzte bei diesen liebenswürdigen Worten, die er von seiner Gattin nicht gewöhnt war, und wohl stieg Mißtrauen in ihm auf. Aber in seinem Charakter, der aus den widersprechendsten Eigenschaften zusammengesetzt war, herrschte die Gutmütigkeit vor, gleichzeitig auch die Schwäche für seine Verehrung, ja Anbetung des Preußenkönigs und der preußischen „Dressur“.

Sein Gesicht heiterte sich auf, zum ersten Male seit langer Zeit wendete er sich freundlich zu seiner Gattin und erklärte: „Ich danke Dir herzlich, Katharina. Ich glaubte bisher nicht, daß Du Interesse an dieser Truppe nähmest. Soll ich sie Dir vorexerzieren? Sie hat soeben ihre Probe bestanden.“

Die Kaiserin lächelte und bat dann um das Glück, die Truppen exerzieren zu sehen, worauf der Kaiser wieder ganz und gar Soldat wurde und ohne Rücksicht auf die Kälte die Truppen die ganze „Exerzierschule“ durchmachen ließ. Er schien ganz und gar zu vergessen, wer er sei; er war in diesem Augenblick nur noch ein Offizier, der mit seinen Mannschaften Ehre einlegen will. Er gerieth in Eifer und Feuer, und als ein Fehler vorkam, der durch die Unachtsamkeit einiger Leute beim Einschwenken entstand, gerieth er in solchen Eifer, daß er fluchte und schimpfte und sich dann erst besinnen mußte, daß seine Gemahlin anwesend sei, in deren Gegenwart sich eine solche Scene eigentlich nicht schickte.

Hätte er nur ein einziges Mal, während er sein Steckenpferd ritt, sich umgewendet und prüfend das Gesicht der Kaiserin betrachtet, so wäre ihm wohl doch das Lächeln um die stolz gekräuselten Lippen der schönen Frau aufgefallen. Dann hätte er vielleicht aus ihren Blicken nicht

Interesse und Neigung für seine Person, sondern etwas ganz anderes gelesen.

Während der Kaiser voll Feuereifer manöverirte, hatte sich Graf Hordt ehrerbietigst zur Seite der Kaiserin aufgestellt, und das Schicksal hatte es gewollt, daß er in unmittelbarer Nähe der Hofdame zu stehen kam, deren Anblick er so sehr ersehnte.

Er richtete seine Blicke unausgesetzt auf Maria, aber diese hatte ihn nur zuerst mit einem kurzen Kopfneigen begrüßt und schien ihn dann gar nicht zu beachten. Wiederholt hatte er sich durch ein leichtes Hüsteln bemerkbar gemacht, Maria schien aber gar nicht zu bemerken, daß er neben ihr stand.

Sie verabschiedete sich von ihm mit demselben gleichgiltigen Kopfneigen, wie vorher, als der Kaiser endlich seine Soldaten in die Quartiere entließ und seiner Gemahlin den Arm bot, um sie zum Erstaunen der anwesenden Mitglieder des Hofes unter Plaudern und Lachen selbst nach ihren Zimmern zu geleiten.

Niemand von den Hofstaaten folgte, selbst Gudowitsch nicht, der sich Hordt näherte und ihm zu seiner Beförderung gratulirte. Dieser dankte zerstreut und schlug dann den Weg nach seiner Wohnung ein.

Das Lustschloß von Oranienbaum war umgeben von einer Anzahl jener russischen hölzernen Häuser, die infolge ihrer Bauart im Winter so außerordentlich warm sind und gleichzeitig im Sommer einen kühlen Aufenthalt gewähren. Sie führen den Namen „Datschen“, sind heute sehr zahlreich besonders in der Umgebung von St. Petersburg zu finden und mit Geschmack und Komfort eingerichtet.

Hinter den Datschen zogen sich die Kasernen und Baracken hin, in denen die Holsteinischen Truppen lagerten, welche den persönlichen Dienst bei dem Kaiser versahen.

Zum Mißvergnügen der Russen, und insbesondere der Offiziere der Garde, hatte nämlich der Kaiser gewissermaßen die Leibgarde zurückgesetzt, indem nicht einmal die Garde zu Pferd den persönlichen Dienst bei ihm hatte, sondern er sich lediglich von den durch ihn selbst einexerzierten Truppen bewachen ließ.

Eine geräumige Wohnung in der einen Hälfte des Erdgeschosses einer Datsche war auf Befehl des Kaisers für den Grafen Hordt eingerichtet worden, geräumig insofern, als er drei Zimmer zu seiner Verfügung hatte, von denen das eine als Salon, das zweite als Arbeits- und Bibliothekszimmer, das letzte als Schlafzimmer zu benutzen war. Außer einer Küche gab es noch einen Raum, in welchem der Diener schlief, der dem Grafen gegeben worden war, und dieser war ein Soldat von den Holsteinern, der also Deutsch verstand und dem preußischen Offizier sehr ergeben schien. Die kleine Küche war nur dazu da, für die Zubereitung von Thee und Kleinigkeiten zu dienen, denn die Speisen selbst wurden aus der kaiserlichen Hofküche geliefert und im Uebermaße, ebenso wie der Wein, allen Gästen des Kaisers in Oranienbaum zur Verfügung gestellt.

Graf Hordt wurde in seinem Zimmer von dem Diener empfangen, der ihm beim Ablegen von Schärpe, Degen, Hut und Handschuhen behilflich war. Dann setzte sich Graf Hordt an das Kaminfeuer nieder, in welchem mächtige Holzkloben brannten und die ganze Wohnung behaglich erwärmten.

Er schalt sich selbst einen Thoren, daß er sich unbehaglich und unzufrieden fühlte, nachdem soeben der ganze Glanz der kaiserlichen Huld auf ihn gefallen war. Der Kaiser hatte ihn in einer Weise ausgezeichnet, wie dies nur mit den mächtigsten Günstlingen zu geschehen pflegte. Er hatte ihm einen der höchsten Orden des Reiches, den

Alexander-Newski-Orden, verliehen und zu diesem noch ein außerordentliches Gnadengeschenk gefügt dadurch, daß er ihm tausend Dukaten angeblich für die Steuer an das Waisenhaus schenkte. Nun betrug aber die Steuer, die für die Ordensverleihung an das große Petersburger Waisenhaus zu bezahlen war, nur zweihundert Rubel, das Geschenk der tausend Dukaten kam also fast ganz dem Empfänger zugute.

Zu verdanken hatte Graf Hordt diese Auszeichnung den Lobsprüchen, die er der Truppe des Kaisers erzeigt hatte, und unwillkürlich dachte er daran, daß diese Verehrung und Abgötterei, die Peter III. mit Friedrich dem Großen trieb, etwas Krankhaftes, ja etwas Beängstigendes habe. Augenblicklich schienen ja aus dieser Freundschaft dem von aller Welt bedrängten und verlassenen Preußenkönig Vortheile zu entstehen, und Graf Hordt wollte sich zu seiner eigenen Erheiterung diese politischen Vortheile nach Möglichkeit ausmalen, als seine Gedanken, ohne daß er es merkte, doch eine andere Richtung annahmen.

Bei der Politik mußte er unwillkürlich an die Kaiserin denken, und plötzlich schien ihm auch diese ganz nebensächlich, und er dachte nur an eine ihrer Hofdamen, an diejenige, die ihn heute so sonderbar und fremd behandelt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Hordt wurde durch den Diener in seinen Betrachtungen gestört, welcher das Dejeuner brachte. Zwischen den Tellern lag ein dreieckig zusammengefalteter, versiegelter Zettel. Der Diener erklärte, derselbe sei mit dem Essen zusammen aus der Schloßküche gekommen.

Graf Hordt öffnete das dreieckig zusammengefaltete Stück Papier und fand zwei Zeilen in deutscher Sprache, welche lauteten:

„Die heutige Auszeichnung ist eher ein Unglück, als

ein Glück. Vorsicht! Die Freunde des Kaisers sind die Feinde der Kaiserin."

Keine Unterschrift, kein Wappen auf dem Siegel — nichts, und doch ahnte Hordt im ersten Augenblick, daß diese Zeilen von Niemand anders als von Maria Talizin kämen. Er fühlte es instinktiv. Es war ihm, als höre er aus diesen Zeilen heraus den Klang ihrer Stimme, und einem plötzlichen Impulse folgend, drückte er das Papier an seine Lippen.

3.

Peter III. hatte der Kaiserin Elisabeth kurz vor ihrem Hinscheiden den Schwur leisten müssen, nach ihrem Tode sich an Niemand zu rächen, der sich ihm bei ihren Lebzeiten feindselig gezeigt hat. Peter III. hielt diesen Schwur getreulich, aber er ging noch weiter, er begnadigte fast ausnahmslos alle die nach Sibirien verbannten Staatsmänner, Beamten und früheren Günstlinge.

Ueber zehntausend Personen sollen in jener Zeit die Erlaubniß zur Rückkehr aus Sibirien erhalten haben, und die Straßen, die nach dem Innern Rußlands führten, waren bedeckt mit solchen Begnadigten, die zum Theile nach jahrzehntelangen Leiden nun wieder aus der Wildniß und Einsamkeit zurückkehrten. Die abgeschnittenen Zungen, die Manchen, insbesondere einer großen Anzahl Frauen fehlten, konnten ihnen natürlich nicht wieder ersetzt werden, ebensowenig der Verlust der Gesundheit oder die Beschädigungen ihrer Körper, die durch barbarische Knutenhiebe erfolgt war. Nicht einmal das konfiszirte Vermögen konnte diesen Bestraften zuückgegeben werden, aber den Meisten von ihnen gestattete Peter III., daß sie sich ihr ehemaliges Besitzthum zusammenholten, wo sie es fanden. Elisabeth hatte gewöhnlich den Besitz von Günstlingen oder Staatsmännern, die in Ungnade gefallen und nach Sibirien gebracht worden waren, anderen Günstlingen geschenkt,

und aus deren Häusern holten sich jetzt die Zurückgekehrten wenigstens zum geringeren Theil ihre ehemaligen beweglichen Sachen wieder. Den Meisten setzte Peter III. Pensionen aus, und im ganzen Reiche pries man die Milde und Güte des neuen Herrschers.

Neben allen neuen Reformen und Erlassen trieb Peter aber unablässig die Vorbereitung für den Krieg gegen Dänemark. Der Friede mit Friedrich dem Großen war wirklich zu Stande gekommen, und General Butturlin war mit seiner ganzen Armee zu dem Heere Friedrich's des Großen gestoßen. Graf Hordt hatte einen Brief seines Königs erhalten, in dem dieser ihn zu der Freundschaft des Kaisers beglückwünschte und ihm Urlaub gab, um als persönlicher Adjutant bei dem neuen Bundesgenossen zu bleiben. Hordt sollte sich um besondere Instruktionen an den preußischen Gesandten wenden, der bald darauf von Warschau, wo noch immer die letzten Friedensabmachungen berathen wurden, eintreffen sollte.

Unterdessen aber brachte jeder Tag für den preußischen Offizier neue kaiserliche Auszeichnungen, die sich geradezu überstürzten. Er erhielt innerhalb einer Woche: den Titel und das Gehalt eines russischen Staatsrathes, einige Dörfer mit Leibeigenen, zusammen über zehntausend „Seelen", endlich den Rang eines russischen Majors und zwei Tage darauf den Rang eines russischen Obersten.*) Graf Hordt fühlte sich gedrückt durch diese Ueberfülle kaiserlicher Gnade, und er mußte es sich selbst sagen, daß ihm durch seine Erfolge in der Hofgesellschaft zahlreiche Feinde und Neider erstanden. . . .

Wieder fand eines der rauschenden Feste in Oranienbaum statt, die durch Peter's Maßlosigkeit meist in wilde Bacchanale ausarteten. Die Kaiserin nahm auf aus-

*) Historisch.

drückliche Einladung ihres Gemahls an der Festlichkeit Theil, und Graf Hordt sollte ihr vor Beginn der Galatafel durch den kaiserlichen Adjutanten Gudowitsch als „befördert“ vorgestellt werden.

Hordt hatte die russische Oberstenuniform mit den ihm verliehenen höchsten Ordensinsignien angelegt, und es war wohl eine leicht verzeihliche Eitelkeit, wenn er hoffte, wenigstens äußerlich, einen größeren Erfolg bei der Hofdame der Kaiserin, bei Maria Talizin, als bei der Kaiserin selbst, zu erzielen.

Man hatte sich eben zu Tische gesetzt, der Kaiser war bereits auf seinem Platze, als sich Gudowitsch mit Graf Hordt dem Sitze der Kaiserin näherte und den Neubeförderten vorstellte.

Die Kaiserin musterte mit einem stolzen Blick den sich verbeugenden Grafen, dann wendete sie sich wortlos ab und begann ein Gespräch mit einer der neben ihr sitzenden Personen. Sie konnte dem Grafen ihre Nichtachtung, ja ihre Verächtlichkeit, kaum deutlicher zeigen, als sie dies soeben gethan hatte.

Der Kaiser hatte mit wachsendem Erstaunen die Art und Weise gesehen, in welcher seine Gemahlin den Grafen Hordt behandelte; sein Gesicht begann sich zu verzerren, wie immer in den Augenblicken hoher Erregung. Bekanntlich hatte auch Peter I. diese eigenthümlichen Verzerrungen der Gesichtsmuskeln, die von epileptischen Anfällen herrührten. Peter III. sah in solchen Augenblicken abschreckend häßlich aus, und für seine nächste Umgebung war das Verzerren seines Gesichts ein Zeichen großen Zornes.

Er befahl Gudowitsch, den Grafen Hordt zu ihm zu führen, und sagte zu Hordt, seine Erregung mühsam unterdrückend, in deutscher Sprache: „Setze Dich, Kamerad, setze Dich, Du brauchst nicht die Glückwünsche anderer Leute, die Dir nicht wohlwollen.“

Dann gab Peter dem Hofmarschall einen Wink, und es wurde aufgetragen. Nach einiger Zeit rief Peter, der sich gegen alle Etikette mit solchen Anordnungen selbst beschäftigte, einen der Diener herbei und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Wenige Augenblicke später stand vor dem Kaiser ein gewaltiger goldener Pokal, gefüllt mit Wein.

Unter der lautlosen Stille der Theilnehmer an der Tafel erhob sich Peter und brachte folgenden Toast aus:

„Ich trinke auf das Wohl meines Herrn und Meisters, Seiner Majestät des Königs Friedrich II. von Preußen. Mögen alle seine Feinde, die auch die meinen sind, untergehen, wie sie es verdienen. Möge es uns Beiden beschieden sein, die Welt zu erobern, die für uns bestimmt ist. Gott gebe die Erfüllung meiner Wünsche!"

Stehend trank der Kaiser den Pokal halb leer und sagte dann einem der Hoffouriere: „Trag' diesen Pokal zu Ihrer Majestät der Kaiserin, damit sie mir Bescheid thue!"

Der Hoffourier trat zu dem Platz der Kaiserin und überreichte mit einer tiefen Verbeugung den Pokal.

Katharina ergriff ihn, blieb aber sitzen, als sie sagte: „Ich trinke auf das Wohl Seiner Majestät des Königs Friedrich II. von Preußen!"

Wieder erschien der fratzenhafte Zug in dem Gesicht Peter's III. Außer sich vor Zorn erhob er sich und rief dem ihm gegenübersitzenden Generaladjutanten Gudowitsch zu: „Gudowitsch, geh zu ihr und sage ihr, sie sei eine Närrin. Geh sofort zu ihr, ich befehle es Dir!"

Gudowitsch war aufgesprungen und wußte nicht, was er in seiner Verwirrung thun sollte.

Peter hatte aber anscheinend beschlossen, seine Gemahlin öffentlich zu demüthigen, denn er schrie noch lauter: „Geh zu meiner Gemahlin und sag' ihr, daß sie eine Närrin sei. Wer auf das Wohl meines Freundes Friedrich trinkt, hat dabei

aufzustehen, und wenn der Kaiser von Rußland aufsteht, kann dies auch seine Gemahlin thun, so lange sie es noch ist."

Gudowitsch war erbleicht, aber er wußte, daß man durch Widerspruch nur den Kaiser noch mehr reizte und zu Tobsuchtsanfällen des Zornes veranlassen konnte. Er eilte zu dem Platze Katharina's und sagte ihr nach einer tiefen Verbeugung: „Seine Majestät lassen Ihrer Majestät sein Mißfallen hierdurch aussprechen."

„Nein, nein!" schrie Peter, „das habe ich nicht gesagt. Warum lügst Du? Sag' ihr, sie sei eine Närrin. Ich habe Dir befohlen, Du sollst ihr sagen, sie sei eine Närrin, eine nichtswürdige, boshafte Närrin, die meinen Zorn noch fühlen soll."*)

Todtenstille herrschte an der kaiserlichen Tafel nach diesem Wuthausbruch des Monarchen.

Voll Hoheit erhob sich in diesem Augenblick Katharina, gab ihren Hofdamen einen Wink, und sich von dem Kaiser durch ein kurzes Kopfnicken verabschiedend, verließ sie langsamen Schrittes den Saal.

Der Unterschied zwischen ihr und Peter trat in diesem Augenblick augenfällig zu Tage. Die Kaiserin, nicht nur eine schöne Frau, sondern eine wirklich majestätische Erscheinung, hoheitvoll in jeder ihrer Bewegungen, und der Kaiser mit vorn überhängendem Kopf, mit verzerrtem Gesicht, aus dem die großen, aber ausdrucksleeren Augen jetzt im Affekt noch mehr hervortraten als sonst.

Die Kaiserin hatte die Thür noch nicht erreicht, als sich Peter zu einem lauten Lachen zwang und schrie: „Laßt die Närrin laufen, laßt sie nur laufen, sie soll mir nicht mehr unter die Augen kommen, und ich werde mit ihr abrechnen!"

---

*) Historisch, wie die ganze Scene.

Dann setzte er sich nieder und stürzte hastig ein Glas Wein hinunter. Die ganze Scene hatte nur wenige Minuten gedauert, aber den Theilnehmern an der Tafel war sie eine Ewigkeit lang geworden.

Zugleich mit der Kaiserin hatte sich Maria Talizin mit den anderen Hofdamen entfernt. Sie hatte, bevor sie die Tafel verließ, dem Grafen Hordt noch einen erschrockenen Blick zugeworfen.

Peter schien es zu fühlen, daß er mit seiner Behandlung der Kaiserin zu weit gegangen war. Es bemächtigte sich seiner eine wilde Lustigkeit, und er trank mit einer Hast, gleichzeitig alle anderen Anwesenden, insbesondere den Grafen Hordt, zum Trinken ermunternd, so daß binnen einer Viertelstunde kaum Jemand im Saal noch einen klaren Kopf hatte.

Gudowitsch näherte sich endlich dem Kaiser, und in seiner halb respektvollen, halb vertraulichen Manier sagte er ihm: „Kommen Sie, Majestät, mit mir, es sind wichtige Nachrichten eingetroffen, Nachrichten aus Warschau! Ein Kurier wartet im Arbeitszimmer!“

„Das sind Nachrichten vom Friedensschluß mit meinem Bruder Friedrich von Preußen! Dann allerdings muß alles Andere zurückstehen. Komm, Gudowitsch, wir wollen sehen, was unser Bruder Friedrich wünscht. Auf Wiedersehen, meine Herren! Wir werden hoffentlich nicht mehr durch Närrinnen in unserem Vergnügen gestört werden.“

Halb mit Gewalt fortgezogen, verließ Peter am Arme seines Adjutanten den Speisesaal. Kaum hatte sich die Thüre hinter dem Kaiser geschlossen, als die Gesellschaft, die noch zurückgeblieben war, mit fluchtartiger Geschwindigkeit aufbrach. Für Hordt, der unschlüssig noch hinter seinem Stuhl stehen geblieben war, hatte dieser Aufbruch fast etwas Schreckhaftes. Keiner sprach mit dem Anderen, die höchsten Würdenträger und ihre Frauen, alle Herren

und Damen von dem engeren Gefolge des Kaisers und der Kaiserin verließen schweigend, aber hastig den Saal, schlüpften in ihre Ueberkleider und verließen das Palais.

Graf Hordt stand plötzlich vereinsamt mitten im Saal und wußte ebenfalls nichts Besseres zu thun, als das Palais zu verlassen.

— — — — — — — — — — — —

Kaiserin Katharina war, gefolgt von ihren Damen, bis in ihre Gemächer gegangen. Als sie an der Thür des Zimmers ankam, das ihr zum gewöhnlichen Aufenthalt diente, verabschiedete sie durch eine Handbewegung die Hofdamen und trat allein in das Gemach, in dem nur ihre vertraute Kammerfrau Katharina Iwanowna sich aufhielt.

Bis jetzt hatte die Kaiserin ihre Würde und ihre Beherrschung bewahrt; als sie aber in ihrem Zimmer angekommen war, sank sie in einen Sessel und brach in lautes Schluchzen aus. Es waren Thränen des Zornes, der Wuth über die ihr vor dem ganzen Hofe angethane Demüthigung, und der Ausbruch ihres Gefühls war so heftig, daß selbst die Kammerfrau zuerst sich nicht heranwagte. Endlich kam sie mit mütterlicher Zärtlichkeit an den Sessel der Kaiserin und sagte vertraulich in russischer Sprache: „Was haben sie Dir gethan, Du Märtyrerin, Du Heilige?"

Katharina schlang ihre Arme um den Hals der Kammerfrau, die ihre beste Freundin und Vertraute seit vielen Jahren war, und weinte sich aus; dann erzählte sie ihr mit zornfunkelnden Augen, was geschehen war, und Katharina Iwanowna begleitete fast jedes Wort mit furchtbaren Schimpfworten gegen den Kaiser. Die Entrüstung der alten Frau war ehrlich gemeint und sie gab ihr unverhohlen Ausdruck, obgleich jedes einzelne Wort sie das Leben kosten konnte, wenn es dem Zaren hinterbracht wurde.

Es dauerte fast eine Stunde, bis sich Katharina wieder

beruhigt hatte; dann wichen Zorn und verletzter Stolz der Entschlossenheit, und sie war wieder ganz majestätische Hoheit und Energie. Sie trocknete ihre Thränen und sagte: „Katharina Iwanowna, ich muß einen Boten nach Petersburg haben, einen sicheren und zuverlässigen Boten. Ich muß an Jemand eine Nachricht senden; es handelt sich um Uebergabe eines Briefes, aber diese Persönlichkeit muß sicher sein, es handelt sich um Leben und Tod und um meine Existenz. Ich darf nicht zögern, denn ich bin keinen Augenblick meines Lebens sicher. Ich habe es wohl gehört, wie er gesagt hat, daß ich am längsten seine Gemahlin geblieben sei. Ich weiß, der Wahnsinnige schreckt vor keiner Gewaltthat zurück, und wenn ich nicht Hilfe bekomme, kann ich heute Nacht noch ermordet werden!"

Katharina Iwanowna schüttelte den Kopf. „Nein, nein, Majestät," sagte sie, „derartige Furcht brauchen Sie nicht zu hegen. Es gibt in ganz Rußland keinen Mann, der es wagen würde, gegen unser erhabenes Mütterchen, gegen unsere Märtyrerin, gegen die geliebte Kaiserin die Hand zu erheben. Die Welt hat nicht so viele Schätze, daß damit auch nur ein Mensch gekauft werden könnte, der gegen unsere erhabene Kaiserin eine Gewaltthat unternehmen würde."

Katharina wehrte mit der Hand ab. „Es gibt solche Leute überall, Katharina Iwanowna," sagte sie, „und wenn er keine Männer findet, so wird er Weiber finden. Du freilich bist mir treu, aber ich weiß nicht, ob ich meines Lebens vor meinen Hofdamen sicher bin. Ich weiß nicht, ob jetzt nicht schon eine von ihnen oder mehrere das Gift bei sich führen, das sie mir jeden Augenblick beibringen können, und das ich vielleicht heute noch, ohne es zu wissen, zu mir nehme."

Die Kammerfrau schüttelte wieder den Kopf. „Es sind zwei unter ihnen, denen man trauen kann, das ist die Fürstin Daschkow und Maria Talizin."

Katharina sah geradezu entsetzt aus, als sie die Worte ihrer Kammerfrau hörte. „Du hast wohl Deinen Verstand verloren, Katharina,“ sagte sie, „oder bist Du zu meinen Feinden übergegangen? Die Daschkow, die Schwester der beim Kaiser hoch in Gunst stehenden Romanowna Woronzow — sollte meine Freundin sein, und Maria Talizin, das Kind, dem ich keine Feindschaft zutraue, das aber weder Lebenserfahrung, noch Muth, noch Verständniß für die Lage hat, in der ich mich befinde? Wenn das die einzigen Freundinnen sind, die Du mir vorzuschlagen hast, dann ist es wohl besser, ich nehme selbst Gift, denn dann bin ich verloren.“

Die Kammerfrau lächelte: „Ehe ich meiner Kaiserin einen falschen Rath gebe, will ich lieber dreimal den Tod erleiden, und wäre es der schimpflichste und schlimmste. Ich habe genau geprüft, untersucht, geforscht und beobachtet. Die Fürstin Daschkow ist die geschworene Feindin ihrer eigenen Schwester, sie ist ebenso die geschworene Feindin des Kaisers, der sie öffentlich beschimpft hat. Sie ist kühn und entschlossen, und was Maria Talizin anbelangt, so gibt es kein muthigeres, klügeres und der Kaiserin ergebeneres Mädchen, als gerade sie; als Bote ist sie sicherer wie jede andere Persönlichkeit, denn gerade wegen ihrer Jugend und Unerfahrenheit erregt sie am wenigsten Verdacht. Ich verbürge mich für sie und stelle diese Behauptung nur auf, nachdem ich mich von ihrer Klugheit und ihrem Muthe mehr als zehnmal überzeugt habe.“

Die Kaiserin dachte einen Augenblick nach. „Du weißt, ich vertraue Dir,“ sagte sie dann, „wie man nur sich selbst vertraut. Ich will auch glauben, daß die Talizin vielleicht für unsere Zwecke verwendbar ist, aber auch die Fürstin Daschkow? Ich kann mich wenigstens mit dem Gedanken noch nicht befreunden. Rufe mir aus dem Vorzimmer Maria Talizin, bringe mir dort von jenem Tisch den Juwelenkasten her und laß mich mit der Talizin allein!“ . . .

Einige Augenblicke später trat Maria Talizin ein und blieb nach einer tiefen Verbeugung an der Thür stehen. Katharina betrachtete das junge Mädchen genau. Maria hatte vom Weinen geröthete Augen.

„Tritt näher, mein Kind,“ sagte die Kaiserin, „Du hast geweint, Du denkst an Deine Zukunft, und sie kann Dich allerdings mit Sorge erfüllen, aber glaube nicht, daß ich Dich mit mir in's Verderben ziehen will. Du hast es selbst gehört, was mir heute begegnet ist, meine Rolle ist hier zu Ende gespielt, ich will Dich unschuldiges Kind nicht in mein Verderben ziehen. Nimm diesen Rubin hier von mir zum Andenken und geh', ich entlasse Dich aus meinen Diensten als Hofdame. Du wirst nach meinem Tode oder meiner Gefangensetzung durch Deinen Vater eine bessere Stellung finden und sollst nicht durch mich in's Unglück gezogen werden.“

Maria schrie laut auf und machte taumelnd einige Schritte auf die Kaiserin zu. Katharina stand auf, als wäre sie erschrocken, und sagte: „Was willst Du? Was ist Dir?“

Maria war überwältigt von ihrem Gefühl, sie ergriff die Hand der Kaiserin und kniete bleich vor Katharina.

„Majestät,“ rief sie, „was habe ich gethan, daß Sie mich so hart behandeln? Lassen Sie mich nach Sibirien schicken, lassen Sie mich todtknuten, aber strafen Sie mich nicht so schwer mit Ihrem Mißtrauen, mit Ihrer Ungnade! O mein Gott, was habe ich verbrochen, daß meine Kaiserin, die ich über Alles liebe, mich so von sich stoßen kann?“

„Steh' auf,“ sagte Katharina in gänzlich verändertem Ton, „steh' auf, Du Närrin! Will ich denn Dein Unglück? Nein, ich will Dich vor Unglück bewahren. Schlimmes steht mir bevor, und wer zu mir hält, wird zugleich mit mir von dem kaiserlichen Zorn und seiner furchtbaren

Strafe getroffen. Gehe von mir, meine Gegenwart bringt nur Unglück, Schande, Elend und Tod."

„Ich will aber nicht von Ihnen gehen, Majestät," sagte, alle Etikette bei Seite lassend, Maria, „ich will lieber sterben mit Ihnen, als leben ohne Sie."

Katharina legte plötzlich ihre beiden Arme um die Schultern des jungen Mädchens und sah Maria lange und tief in die Augen.

„Du willst Dich aufopfern für ein wehrloses, mit Füßen getretenes Weib," sagte sie plötzlich mit einer Stimme voll Rührung und mit jener bestechenden Liebenswürdigkeit, welche ihr später während ihrer langen Regierungszeit so oft die Herzen ihrer größten Feinde und Gegner gewann. „Du willst bei mir aushalten und willst Dich für mich aufopfern, und weshalb denn?"

Maria schwieg erschüttert und wagte sich nicht zu bewegen.

„Weil Du mich liebst?" fragte die Kaiserin. „Ist es wahr? Gibt es wirklich noch ein Herz, das für mich schlägt? Ist es denn möglich, daß ich in dieser Stunde eine Freundin finde, die um meiner selbst willen mich liebt, die mir ganz gehört, die mir helfen will?"

Katharina zog plötzlich Maria Talizin an sich und küßte sie lange auf den Mund. Als sie Maria wieder aus ihren Armen lassen wollte, sah sie, daß das junge Mädchen ohnmächtig geworden war. Sie ließ sie aus ihren Armen in den Sessel gleiten, in dem sie selbst vorher gesessen hatte, und lächelte. Sie klingelte nach ihrer Kammerfrau und befahl: „Beschäftige Dich mit dem Kinde da! Sie lügt nicht, Du hast Recht, man kann ihr vertrauen. Ich schreibe einige Zeilen, sorge dafür, daß ich nicht gestört werde! Suche die Kleine da wieder zu sich zu bringen und sage ihr, sie müsse noch vor Einbruch der Nacht, so rasch es geht, nach Petersburg fahren, um Toilettensachen

für mich zu besorgen. Nimm von den Essenzen, die in meinem Schlafzimmer stehen, und reibe ihr die Schläfe, damit sie wieder zu sich kommt. Ich glaube, die Ohnmacht wird rasch vorübergehen."

Die Kaiserin verließ das Zimmer und schloß sich in ihrem Arbeitskabinet ein.

— — — — — — — — — — — —

In den Abendstunden desselben Tages jagte ein Rennschlitten von Oranienbaum nach Petersburg. Es war eines jener leichten Gefährte, die in jener Zeit von vornehmen Personen benützt wurden und die dem herrschenden Geschmacke des Rokoko genügend Rechnung trugen. Der muschelförmige Hauptkörper des Schlittens bot nur Platz für zwei Personen, und trug an seinem hinteren Ende den kleinen Sitz für den Kutscher oder Bedienten. Die Schlittenkufen, auf denen die Muschel ruhte, waren am Vordertheil des Schlittens hochgeführt und vereinigten sich zu einer Spitze, die mit der zierlich geschnitzten und vergoldeten Figur eines Engels und mit bunten Straußenfedern geschmückt war. Das einzelne Pferd ging in einer eleganten Gabeldeichsel und war mit kostbarem Geschirr behangen, dessen Hauptschmuck silberne Schellen und bunte Federn bildeten.

In dem Schlitten saß, selbst die Zügel führend, Maria Nikolajewna Talizin, während hinter ihr auf dem Bedientensitze ein kleiner uniformirter Diener Platz genommen hatte. Dieser kostbare Schlitten gehörte zum Marstall der Kaiserin und war von dieser Maria zur Verfügung gestellt worden. Angeblich sollte die junge Hofdame nämlich bei einigen Schneiderinnen und Putzmacherinnen für die Kaiserin dringende Bestellungen machen und die nothwendigsten Stücke von Garderobe sofort selbst mit nach Oranienbaum bringen. In Wirklichkeit hatte Maria aber einen dringenden Brief der Kaiserin an den Lieutenant Gregor Orlow

zu befördern, der seine Wohnung in der Kaserne des Ismailow'schen Garderegiments zu St. Petersburg hatte.

Gregor Orlow war der Aelteste von fünf Brüdern, die aus einer verarmten Adelsfamilie stammten, und die, um ihr Leben zu fristen, sich unter die Soldaten hatten stecken lassen. Und doch waren diese Orlows berufen, in der russischen Geschichte eine wichtige, ja eine entscheidende Rolle zu spielen und, gehoben durch die nie versiegende Gunst einer mächtigen Regentin, die höchsten Würden und ungezählte Reichthümer zu erlangen.

Der Vater der Orlows hatte im Regiment der Strelitzen gedient und seine Söhne Gregor, Iwan, Alexej, Wladimir und Fedor waren in einer Militärschule erzogen und dann im Landkadettenkorps weiter gebildet worden. Alle Brüder waren geistig bedeutende Menschen, die besonders großes Talent für fremde Sprachen hatten, noch größer aber als ihre Klugheit und Intelligenz war ihre Tollkühnheit und ihre Wagemuth, der vor nichts zurückschreckte, wenn nur genügende Vortheile winkten. Zu jener Zeit bekleideten vier von den Brüdern Orlow nur sehr untergeordnete Stellungen in der Armee: sie waren Unteroffiziere und Sergeanten in der Gardeinfanterie.

Gregor allein war Offizier, aber er hatte diesen Rang in der Artillerie nur durch einen Zufall erhalten. Er war in jenen Tagen unstreitig der schönste und imposanteste Mann in ganz Petersburg, und der Kommandeur der Artillerie, Generalfeldzeugmeister Graf Peter Schuwalow, wollte ihn deswegen zu seinem Adjutanten haben. Gregor Orlow wurde also zur Artillerie versetzt und zum Offizier ernannt. Der Generalfeldzeugmeister wurde aber bald auf den stattlichen Offizier eifersüchtig und hätte ihn unzweifelhaft auf Lebenszeit nach Sibirien schicken lassen, wenn nicht die Kammerfrau der damaligen Großfürstin Katharina für den schönen jungen Offizier interessirt worden wäre.

Katharina Iwanowna, die Vertraute der Großfürstin, wußte dieser vorzustellen, daß es vielleicht von hohem Werthe sein könne, wenn diese den intelligenten Offizier zu einem treuergebenen Diener und Werkzeuge mache, indem sie ihm jetzt ihren Schutz angedeihen ließe, und dadurch entging Orlow der sibirischen Verbannung. Seitdem hatte Orlow die Aufgabe gehabt, Katharina über Alles zu unterrichten, was in den Offizierskreisen der Petersburger Garnison vorging. Neuerdings hatte er die Aufgabe übernommen, im Geheimen Stimmung für die Kaiserin in der Armee und vor Allem in Offizierskreisen zu machen.

Er spielte ein gefährliches Spiel: wurden seine Bemühungen für die Kaiserin entdeckt und erhielt der Kaiser Nachricht davon, so erwartete Orlow ein entsetzlicher martervoller Tod.

Katharina aber gebrauchte Hilfe um jeden Preis; schon als Großfürstin wußte sie, daß ihr kaiserlicher Gemahl sie fürchte und hasse; schon damals mußte sie sich darauf vorbereiten, daß sie Peter sofort nach der Thronbesteigung verstoßen und gefangen setzen werde. Dies war zwar nicht geschehen, aber der Kaiser plante jetzt gegen seine Gattin, die ihm ihrerseits deutlich ihre Verachtung bezeigt hatte, ganz gewiß gewaltsame Dinge. Das hatte er ja heute in seinem Zorn selbst vor der ganzen Hofgesellschaft laut erklärt.

— — — — — — — — — — — —

Es war bitterkalt, und Maria litt während der Fahrt sehr vom Froste, obgleich sie in Pelze gehüllt war. Sie mußte zeitweise die Zügel an den kleinen Diener abgeben, da ihr die Hände trotz der Pelzhandschuhe erstarrten. Endlich langte man an der „Grünen Brücke" an, der damaligen Einfahrt nach Petersburg, wenn man von Oranienbaum kam. Maria trieb das Pferd noch rascher an und gelangte endlich in das Winterpalais, wo sie als Hofdame der Kaiserin eine kleine Wohnung hatte und wohin sofort die

Lieferanten der kaiserlichen Garderobe durch Diener bestellt wurden.

In ihrem Zimmer fand Maria ihre deutsche Dienerin, ein noch sehr junges Mädchen Namens Sophie, das ihr treu ergeben war. Sie ließ sich von ihr rasch ein paar Gläser heißen Thee's bereiten und schrieb dann einen Brief an den Lieutenant Gregor Orlow, in dem sie ihn ersuchte, sie so rasch als möglich in aller Heimlichkeit zu besuchen. Der Brief war aus Vorsicht so gefaßt, als handle es sich um ein zärtliches Stelldichein. Maria legte aber eine sonderbare Legitimation in den Brief, durch welche Orlow sofort erfuhr, daß sie im Auftrag der Kaiserin handle. Es war dies ein einfaches Heiligenbild, eine Kopie des Muttergottesbildes von Kasan, eine plumpe, grell bemalte Holzschnittdarstellung, die auf der Rückseite von der Hand Orlow's in russischer Sprache die Worte trug: „Gott schütze Dich!"

Sophie erhielt den Auftrag, den Brief nebst Einlage nach der Jsmailow'schen Kaserne zu bringen und dort Niemand als Gregor Orlow zu übergeben, sie sollte sich auch von ihm wegen seines sofortigen Kommens Antwort erbitten. Das Mädchen war im Inneren sehr erstaunt über den Auftrag, da ihre Herrin sonst nichts mit derartigen Heimlichkeiten zu thun hatte, aber sie wagte natürlich ihrem Empfinden keinen Ausdruck zu geben.

Kurze Zeit nach der Ankunft Maria's im Winterpalais erschienen die Lieferantinnen, und in einem Garderobenzimmer der Kaiserin hatte Maria mit ihnen Besprechungen über sofort zu liefernde Toilettenstücke. Noch war sie mit diesen Konferenzen beschäftigt, als Sophie zurückkehrte und ihr mittheilte, der Lieutenant Orlow werde sofort erscheinen. Im Flüstertone befahl ihr Maria, den Lieutenant heimlich in ihr Zimmer zu führen, und Sophie entfernte sich, nachdem sie ihrer Herrin einen erstaunten und vorwurfsvollen Blick zugeworfen hatte.

Eine halbe Stunde später saß Maria in der That in ihrem Zimmer beim Scheine der Lampe mit dem schönen Orlow zusammen, der Offizier aber schien über dieses Stelldichein nicht sonderlich erfreut zu sein. Er war sehr nachdenklich und betrachtete scheu und vorsichtig immer wieder Maria, der er noch nicht recht zu trauen schien. Als er Maria begrüßte, sagte er galant und, als ob er nicht wüßte, um was es sich handle: „Sie haben mir die Ehre gegeben, mich hierher zu befehlen, und ich habe nicht gezögert, der Einladung einer so liebenswürdigen und schönen Dame Folge zu leisten!“

„Ich schrieb nicht in meinem Namen, sondern in dem einer Freundin,“ sagte Maria etwas verwirrt.

„Einer Freundin?“ fragte Orlow, „einer Freundin von Ihnen, mein Fräulein, oder von mir?“

Maria erröthete, sie war noch zu jung und uneingeweiht in die Intriguen eines Hofes.

„Ich komme im Auftrage einer gemeinsamen Freundin, die wir Beide hoch verehren.“

„Und wer ist diese Dame, die ich als meine Freundin betrachten soll?“

„Es ist Ihre Majestät, unsere gütige Kaiserin!“ sagte Maria flüsternd.

Orlow erhob sich und sagte kühl: „Mein Fräulein, wenn es sich nicht um einen Scherz handelt, was ich kaum annehmen kann, da die allerhöchste Person Ihrer Majestät der Kaiserin dabei genannt wird, so handelt es sich gewiß um einen Irrthum. Ich bin ein einfacher armer Offizier, und eine ungeheure Kluft trennt mich von Ihrer Majestät. Es wäre verbrecherischer Wahnsinn, wollte ich unwürdiger Sklave es wagen, mich einen Freund Ihrer Majestät zu nennen.“

Orlow fürchtete augenscheinlich, es solle ihm irgend eine Falle gelegt werden, und deshalb war er vorsichtig, stand

ja doch auch zuviel auf dem Spiele; selbst wenn er nicht an sich gedacht hätte, so mußte er doch um der Kaiserin willen vorsichtig sein. Er erhob sich und wollte das Zimmer verlassen.

Maria aber besaß entsprechende Instruktionen von der Kaiserin, welche die Vorsicht des Vertrauten vorausgeahnt zu haben schien.

„Wollen Sie nicht noch diesen Ring betrachten," sagte sie und streifte einen einfachen Goldreif mit einem Rubin von ihrem Finger, um das Schmuckstück Orlow zu überreichen. Dieser betrachtete den Ring und schien sehr erstaunt.

Bevor er noch antworten konnte, übergab ihm Maria den Brief der Kaiserin, den Orlow sofort erbrach. Damit aber Maria nicht sein Mienenspiel bei der Lektüre des Briefes beobachten könne, wendete er sich einem Nebentischchen zu, auf welchem eine brennende Kerze stand. Er schien den Brief erst mehrere Male durchzulesen, dann prüfte er ihn nochmals genau auf seine Echtheit. Dann verbrannte er den Brief an der Kerze, bei deren Schein er ihn gelesen, und wendete sich wieder an Maria: „Sagen Sie der Freundin, von welcher dieser Brief kommt, daß augenblicklich keine Gefahr droht, ich verbürge mich für Alles. Freunde sind in der Nähe der Freundin, auch wenn sie nicht in Petersburg ist, und andere Freunde führen ihre gerechte Sache mit Erfolg. Sie haben mich verstanden?"

„Ich glaube," entgegnete Maria.

„Nehmen Sie dieses Bild zurück und geben Sie es unserer Freundin wieder, ich habe ein Wort darauf geschrieben, das Sie legitimirt. Entschuldigen Sie, wenn ich vielleicht etwas zu vorsichtig war, aber ich kannte Sie nicht, und wenn Sie wissen, um was es sich handelt, so werden Sie meine Vorsicht begreifen. Man klopft!"

„Es ist meine Dienerin, die mir mittheilen will, daß die Lieferantinnen für die Garderobe Ihrer Majestät mich zu sprechen wünschen.“

„Sind Sie Ihrer Dienerin sicher?“

„Vollkommen!“

„Man kann nicht vorsichtig genug sein, gestatten Sie mir in Gegenwart Ihrer Dienerin eine Vertraulichkeit, die sie zu dem Glauben zwingt, wir Beide seien ein Liebespaar. Die Umstände gebieten es!“

Maria trat bestürzt einen Schritt zurück und erröthete.

Orlow wartete ihre Antwort nicht ab. Er ging zur Thür, schob den Riegel zurück und ließ Sophie eintreten. Dann trat er plötzlich zu Maria und sagte ihr laut: „Leb' wohl, mein Täubchen, meine Seele! Auf baldiges Wiedersehen!“

Bevor Maria noch wußte, was ihr geschah, hatte Orlow sie an sich gezogen und küßte sie in Gegenwart der Dienerin auf die Stirn, dann hüllte er sich in seinen Mantel und verließ rasch das Zimmer.

Es dauerte eine ganze Zeit, bis sich Maria von ihrem Schreck und ihrer Verlegenheit erholt hatte. Sie sah die Blicke ihrer Dienerin wieder mit höchst sonderbarem Ausdruck auf sich gerichtet und mußte sich vorhalten, daß sie um der geliebten Kaiserin willen die Achtung der eigenen Dienerin verlor, damit sie diese nicht in ihrer Verwirrung über den wahren Sachverhalt aufklärte.

„Die bestellten Lieferantinnen sind jetzt da!“ meldete Sophie.

„Ich komme sofort, sag' es ihnen.“

Maria war allein und ordnete vor dem Spiegel ihr Haar, das durch die Umarmung Orlow's sich etwas verwirrt hatte.

Was that es, wenn auch die ganze Welt glaubte, Maria Nikolajewna Talizin unterhalte ein zärtliches Verhältniß

mit Gregor Orlow, wenn nur die Kaiserin davon Vortheil hatte, und wenn nur dadurch das Geheimniß gewahrt wurde, um das es sich augenscheinlich handelte und von dessen wirklichem Inhalt Maria doch keine Ahnung hatte. Sie hatte von der Kaiserin nur erfahren, daß Orlow ihr durchaus ergeben sei, und daß an diesen ein außerordentlich wichtiger Brief abgegeben werden müsse, mehr wußte sie nicht, wollte sie auch gar nicht wissen.

Maria war bereit, für die Kaiserin Alles zu opfern, was sie besaß, selbst ihren guten Ruf, die Achtung, die sie in der Oeffentlichkeit besaß, und selbst das Leben. Was lag ihr an der Meinung der Welt!

Plötzlich jedoch zuckte sie zusammen, ihr Fuß, der ihren Gang nach der Thür und aus dem Zimmer führen sollte, stockte.... Wenn aber Einer von dieser Sache erfuhr, und wenn dieser Eine einen falschen Verdacht gegen sie bekam, wenn er vor ihr die Achtung verlor, wenn er sie nicht mehr mit seinen leuchtenden Augen betrachtete, sondern ihr auswich und ihr grollte!?...

Wenn dieser Eine sie falsch beurtheilte... wenn dieser... nein, nein, das durfte nicht sein... um keinen Preis!

Graf Hordt sollte von ihr nichts Schlechtes denken.... Nein, er nicht!

(Fortsetzung folgt.)

Die Familie Peplinski.

Novelle von Ernst Otto Hopp.

Mit Illustrationen von C. Buffetti.

1.

In der Stadt läuteten die Glocken das Grabgeläute. Auf der Straße blieben zwei Herren stehen.

„Wer wird denn heute weggebracht?" sagte der Eine.

„Wenn ich nicht irre," entgegnete der Zweite, „ist es der alte Landgerichtsrath Sohst."

Man zeichnete sich in der Stadt durch Nichtbeachtung des zweiten Gebotes ganz besonders aus. Es gab keinen Bettler dort, der nicht: „Mein Gott!" oder „Barmherziger Gott!" bei jeder Bitte mehrmals wiederholt hätte. Und darum sagte auch der erste Herr: „Du lieber Gott!" und schritt seines Weges weiter.

Der alte Landgerichtsrath, den man da zu Grabe trug, hatte eigentlich schon lange Jahre hindurch kaum noch gelebt. Er war klein und krüppelig gewesen sein Leben hindurch. Er hatte sicherlich nie etwas Unrechtes wissentlich gethan, der arme alte Herr, er hatte stets nach den Paragraphen der Instruktion gelebt und gerichtet. Viele Blumen waren ihm auf seinem Pfade nicht bescheert worden. Als Sohn eines Beamten, eines Unteroffiziers, der sich mit Geduld und Zähigkeit zum Kanzleirath emporgesessen hatte, war

er wieder Beamter geworden. Der sparsame Vater hatte reichlich so viel erübrigt, daß der Sohn die Laufbahn eines Gebildeten hatte einschlagen können. Er war von Natur, wie sie in Sachsen sagen, nicht hervorragend „helle", aber von Charakter wie sein Vater dauerhaft gewesen. So lange er in den untersten Klassen saß, hatten ihn Vater und Mutter redlich nach ihrem Vermögen geknufft, daß er vorwärts kam und nicht nachließ. Später, als er zu alt zum Geprügeltwerden wurde, war er angestachelt und so viel gescholten und geärgert worden, bis er sich das nöthige Quantum an Wissen eingetrichtert hatte. Sein Körper verkümmerte dabei, aber er überwand die Examina, die das Thor zur irdischen Seligkeit und Respektabilität öffnen. Nein, er ließ nicht nach.

Er bezog schließlich die Universität; doch zu den Schwelgern und Prassern gehörte er nicht. Jenseits des Zaunes sah er die verbotenen Früchte schimmern, und er blinzelte nicht einmal hinüber zu ihnen. So war Wilhelm Eduard Sohst Auskultator und Referendar geworden und ohne Schwierigkeit Assessor. Sein Weg lag nun eben und deutlich vor ihm; fortan mußte ihn der Staat ernähren; das Rechenexempel war gelöst worden, und das Facit stimmte.

Schon als junger Kreisrichter besaß er ein grämliches und faltiges graues Gesicht; die Jugend war ihm dahingeschwunden, noch ehe er sie genossen. Die Töchter des Landes sahen ihn von der Seite an; zum Tänzer eignete er sich nicht, und bei den Liebhabertheatern der Frau Oberbürgermeister konnte er nicht mitwirken. Er wäre sicher unvermählt geblieben, wenn ihn nicht bei einem Abendessen in der guten Gesellschaft das Fräulein Frida Lücke erspäht hätte. Sie war bedeutend größer als er und sah trocken und knochig aus; in den Vereinigungen der Honoratioren wurde sie so mit umhergeschoben. Man duldete sie, denn

sie gehörte zur Kaste. Ihr Vater hatte als Rath das Regieren professionell betrieben und war, wie ihre Mutter, frühzeitig gestorben; sie stümperte sich so allein durch die Welt, und da man ihr wenig Liebe entgegenbrachte, fühlte sie auch kein Bedürfniß, Anderen Liebe zu spenden. Sie ging so mit in der Heerde, und wenn Jemand aus der Gesellschaft die Winterliste für die sogenannten Abfütterungen durchsah, tauchte regelmäßig ganz unten der Name Frida Lücke auf, und ein kurzes Erwägen fand statt: „Sollen wir sie einladen?“ Nun ja, es ließ sich nicht wohl umgehen.

Fräulein Lücke gewahrte den kleinen Richter, der schüchtern, häßlich und überflüssig, wie sie selbst, in der Gesellschaft dastand, und faßte den heroischen Entschluß, die Prise zu kapern. Wilhelm Eduard Sohst, diese Ahnung dämmerte vor ihr auf, würde aus eigenem Antriebe nie heirathen, er mußte geheirathet werden. Sie rechnete aus, er würde sich ein bischen sträuben, aber dann unterliegen — und so kam es. Wozu gab es denn Vermittlerinnen, die einen Triumph darein setzen, ein verwaistes junges Mädchen, das zu ihnen gehört, unter die Haube zu bringen? Sohst stand allein, seine Eltern waren zur großen und respektablen Schaar der zahlreichen todten Rechnungs- und Kanzleiräthe abgegangen, er hatte keine Häuslichkeit, aber er sehnte sich nach ihr, er hatte keine Freunde oder Freundinnen, Niemand, der ihm die fehlenden Knöpfe annähte. Auf seinen Büchern krochen Spinnen umher, und die Blumen, die er aus der väterlichen Erbschaft mitübernommen hatte, vertrockneten, da ihnen die wartende Hand fehlte — das übliche eine Blatt des Gummibaums zeigte eine bedenkliche Färbung, es hatte entschieden einen Stich in's Gelbe bekommen. Gesellschaftlich hatte er seine feste Stelle, der Titel Rath konnte ihm nicht wohl entgehen, er hatte sein sicheres Brod, seine Pension, wenn er invalide geworden war. Frau Rath —

ah, das klang ganz annehmbar, und der Schuster sagte sogar devot: Frau Räthin.

Sie kam dem Kreisrichter also sehr entgegen und heirathete ihn.

Eine unglückliche Ehe? Ei bewahre! Wilhelm Sohst duckte sich, die Frau mit dem knochigen Gesicht war ihm über, das hatte er bald erkannt; aber er beschloß, sich von dem gemeinsamen Loose der Menschheit nicht zu trennen. Und dann — seine Kollegen hatten es nicht besser. Der Eine besaß eine verkümmerte und unangenehm zänkische Frau, der Zweite hatte eine so dicke Ehepartnerin, daß sie kaum watscheln konnte und öfters nach Marienbad spedirt werden mußte, um gangbar zu bleiben; der Dritte war verheirathet und kinderlos, was zum beiderseitigen Glücke nicht sonderlich beitrug — sie waren Beide so nervös! Der Vierte hatte seine Frau verloren und war seitdem verbummelt. Jeder hatte etwas zu tragen; wo ging es ohne eine Bürde ab?

Im Laufe der Jahre lebte er sich mit Friederike ein; sie respektirte seine kleinen Absonderlichkeiten und Liebhabereien, und er gewöhnte sich an ihre polternde Weise, gewöhnte sich daran, daß sie ihm die Morgenschuhe stets verkehrt hinsetzte, daß sie Donnerstags unweigerlich Erbsen kochte, die er nicht mochte, u. s. w. So lebte der Herr Landgerichtsrath Sohst dahin, bis ihn der Tod von seinem langen Martyrium erlöste und die Gattin von seiner Seite holte. Aber lange hatte er es dann selber nicht mehr gemacht, und heute wurde auch er begraben. Als Hauptleidtragende folgten hinter dem Sarge seine beiden Töchter.

Als die Schollen polternd auf den Sarg hinabfielen, erinnerte sich Luise, die jüngere der beiden Töchter, daran, wie der Vater in der Dämmerstunde manchmal zu ihr herangeschlichen war und ihr mit leiser, liebender Hand das glatte Haar gestreichelt hatte. Er sprach kein Wort

dabei, denn er war überhaupt recht schweigsam und mit den Jahren sehr still geworden, das Reden besorgte die Mutter im Hause; die durfte es nicht sehen, daß er die jüngste Tochter liebkoste, denn sie schalt oft, daß er sie verzöge, weil sie hübsch sei. War sie eifersüchtig auf das bischen Liebe?

Das leise Streicheln fiel ihr ein, nun da Alles vorüber war; vielleicht war es gerade darum so ergreifend für sie gewesen, weil er nichts dazu bemerkt hatte, nichts, kein Kosewort, aber auch keinen alltäglichen Gemeinplatz. Schüchtern, als ob er es nicht gedurft hätte, im Dunkel des Zwielichtscheines, da Mathilde, die ältere Schwester, und die Mutter es nicht recht gewahrten — so hatte er Mathilde nie gestreichelt, und noch viel weniger die Mutter — und es wurde ihr naß im Auge.

Wie durch einen Nebelschleier sah sie nun die Personen vor sich am Grabe, den Pfarrer, die Schwester, die immer mehr der verstorbenen Mutter glich, je älter sie wurde; den Herrn Präsidenten, der eben an seine schriftlichen Arbeiten oder an wer weiß was dachte, nur nicht an den todten Landgerichtsrath; den Sanitätsrath, der unwillig darüber, daß die Ceremonie so lange dauerte, heimlich nach der Uhr sah. Jetzt begann auch der Regen lebhafter zu rieseln, man hüstelte rings und räusperte sich und suchte die Schirme zu entfalten; aber auf ihrem Haupte lag noch die Hand des Vaters, der sie streichelte. Sie sah ihn mit seiner gebrochenen kleinen Figur am Schreibtische sitzen, sah, wie er den Ring am Fuß der Lampe nach seiner Gewohnheit hin und her schob, im Aktenstoß blätterte und behutsam nach der Feder griff, so vorsichtig und scheu, als ob der Federhalter ein lebendes Wesen vorstellte; sie sah, wie er sich langsam nach dem Sorgenstuhle fortbewegte, von dessen geschnitzter Lehne er die Staubkörner fortblies, die natürlich gar nicht da waren, denn die Mutter war eine Todfeindin alles Staubes gewesen, ihr Leben

war ein hoffnungsloser steter Kampf gegen Alles, was sich nicht gehörte, gegen widerspenstige Gardinenfalten, unpassende Papierschnitzel, blinde Thürklinken und Staubansammlungen in den Ecken und Winkeln der Wohnung....

Mathilde stieß sie etwas derb an. „Aber Luise!" flüsterte sie.

Nein, es war keine Zeit mehr, am Grabe zu träumen, die schwarzen Kreppschleier wurden naß, und die Leidtragenden beeilten sich, fortzukommen. Man mußte viele Hände schütteln und danken und Lebewohl sagen. Die Pferde zogen an, und die Kutsche rasselte über das schlechte Straßenpflaster fort.

Mathilde bemerkte, der Herr Oberregierungsrath sei nicht da gewesen, und der junge Assessor habe sich während der Leichenrede fortwährend umgesehen und den Regen von seinem Cylinderhut abgewischt; aber Luise entgegnete nichts. Sie dachte an den todten Vater, der nun im Dunkel des Friedhofes allein dalag, an die nasse Lehmerde, welche die Kirchhofarbeiter über ihm aufhäuften, an den rauhen Wind, der pfeifend mit den letzten Blättern spielte. Er hatte Nässe, Zug und Kälte immer so verabscheut, und nun ...

Mit einem jähen Ruck hielt der Wagen an. Sie waren zu Hause, und Alles war vorüber; auch die Glocken schwiegen. Aber in der einzigen Seele, die am Grabe an den Lebenden gedacht hatte, tönte das Glöcklein der Erinnerung noch lange fort, während Mathilde, die der Mutter nachgeartet, bereits an demselben Abend emsig Staub wischte.

2.

Eine Reihe von Wochen war vorüber; der November war längst da und hatte die letzten Sommerspuren schonungslos vertilgt. Luise Sohst hatte an einem recht kühlen Morgen eine Eisenbahnfahrt unternommen. In der Ab-

theilung des Wagens, den sie bestiegen, saß noch ein altes Ehepaar, das fortwährend energisch aß oder schlief und sich um sie nicht bekümmerte. Sie war allein mit ihren Gedanken.

Einen bestimmten Grund, um fortzureisen, hatte sie nicht, aber sie fühlte, daß es das Richtige war. Sie wollte sich nicht unter die Herrschaft der kleinlichen Tyrannei des gesellschaftlichen Honoratiorenlebens in der Stadt beugen, sie wollte nicht in dem Klatsch und der Intrigue und unter der gemeinen, oft so geringfügigen Bosheit der Nadelstiche verkümmern, sie wollte nicht die Kaffeegesellschaften und Theeabende bei der Frau Präsident und der Frau Rath als einzige Lichtpunkte im Dasein betrachten lernen, wie ihre Schwester. Mathilde war nur sechs Jahre älter als sie selber, aber sie war gänzlich verknöchert und gab nur auf Aeußerlichkeiten etwas; sie häkelte Deckchen und stickte Lampenteller für den Viktoriabazar und nähte Leibchen für die Kleinkinderbewahranstalt, im Uebrigen lebte sie von den Zinsen des kleinen Vermögens, das der Landgerichtsrath hinterlassen hatte. Für eine Person reichten die dürftigen Groschen zur Noth aus, für zwei Nichtsthuerinnen nur dann, wenn sie Beide darbten.

Doch nicht die knappen Mittel allein waren es, die sie fürchtete; weit mehr scheute sie sich vor dem thatenlosen Hindämmern in der wenig zusagenden Atmosphäre, vor dem geistigen Verkommen in der Eintönigkeit der Kleinstadt — es schrie in ihr nach Luft und Licht und Freiheit, sie wollte hinaus in die weite Welt und die Hände rühren und fleißig arbeiten und etwas erfahren und erleben.

Davon hatte sie Mathilde nichts gesagt; auch der Frau Justizrath nicht, welche die beiden Waisen bemutterte. Sie hatte heimlich an eine Tante geschrieben, eine Base ihres verstorbenen Vaters. Frau Merkel war ein- oder zweimal im Jahr in der Stadt erschienen und hatte die Eltern

Luisens flüchtig besucht, sie war die Frau eines Gutspächters. Als ihr Mann an der Cholera gestorben war, hatte sie einen polnischen Gutsbesitzer, einen Herrn v. Peplinski, geheirathet, der auf Orchowo in einer entlegenen Ecke der Provinz nahe der russischen Grenze wohnte. Auch dieser Ehegemahl war ihr bald durch den Tod entrissen worden, und nun schaltete sie als Herrin auf den Gütern ihres zweiten Gatten.

Das war Alles, was Luise wußte, es war wenig, aber es war doch eine Anknüpfung, und sie wollte es versuchen; vielleicht konnte ihr die Frau helfen und rathen, vielleicht konnte sie von dort aus irgendwohin gelangen als Erzieherin oder Wirthschafterin, als Stütze der Hausfrau oder Gesellschafterin.

Frau v. Peplinska hatte umgehend geantwortet, kurz, doch nicht unfreundlich, Luise möge immerhin kommen, wenn ihr das einsame Landleben nicht mißfiele. Wenn sie mit dem Vormittagszuge reise, würde sie zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags auf der Station eintreffen, und ein Wagen würde bereit stehen, sie brauche nur nach dem Kutscher von Orchowo zu fragen.

Mathilde war höchlich erstaunt über die Selbstständigkeit und den Wagemuth der Schwester; aber sie konnte doch nichts dagegen einwenden. Natürlich nur auf ein paar Tage, meinte sie. Ja, das war nicht so abzusehen, und Luise nickte nur schweigend.

Wiesen und leere Felder, Hecken und Pappelbäume glitten vor ihr vorüber an dem nebligen Tage; sie achtete nicht auf das wenig anziehende Landschaftsbild. Kaum etwas mehr denn sechs Wochen waren vorüber, seit der Vater auf dem Friedhofe lag; und schon hatte man angefangen, Fäden um sie zu schlingen und zu weben, Aussichten vor ihr zu eröffnen und mit ihrer Persönlichkeit zu spekuliren, ohne daß sie ihre Einwilligung dazu

gegeben. Luise war über Mittelgröße, schlank und kräftig, mit jugendlichen runden Formen; das Gesicht war etwas zu blaß, aber es zeigte ein wohlgebildetes Oval und wurde durch ein Paar ausdrucksvoller brauner Augen belebt. Mathilde und die Frau Justizrath hatten sie bereits mit einem verwittweten Oberlehrer bekannt gemacht, der augenscheinlich eine zweite bessere Hälfte suchte; aber der Mann sah finster und grämlich aus und hatte die Angewohnheit, nur von seiner Gesundheit zu sprechen, eine Angewohnheit, die Luise durchaus nicht gefiel. Die Krankenwärterin hätte sie vielleicht noch spielen mögen; aber die Zugabe der Neigung schreckte sie ab, da die Liebe bei diesem Ichmenschen nur in zweiter Reihe in Frage kommen konnte. Sie wußte, die Frau Justizrath würde sie am Ende doch noch mürbe machen und in's Elend hinein bugsiren — nein! nein! Und die Schwester, die sich um einen gnädigen Gruß der Frau Oberstlieutenant bemühte, und die kleinen Skandalanekdoten der Stadt wohlgefällig kolportirte — Luise hatte nun einmal kein Talent dafür, sich diesen Kreisen anzupassen. Sie bildete mit ihrer Gedankenwelt einen völligen Gegensatz gegen die Schwester. So wachsen im Garten Stechapfel und Hundskamille auf demselben Boden mit der Narzisse und Nelke, und am Rosenstrauch entfaltet sich die eine Blüthe zu prangender Schönheit, während die andere wurmzerfressen und kümmerlich dahinsiecht.

Mußte es denn so sein, daß die Töchter aus den sogenannten guten Ständen, oder doch diejenigen, welche ein bischen gelernt hatten und eine kleine Vorbildung besaßen, genöthigt waren, unthätig zu bleiben, und keine andere Aufgabe hatten, keinen anderen Lebensberuf fanden, als das Proletariat eben dieser guten Stände zu vermehren? Mußten sie geduldig ihre ganze Jugendzeit absitzen und sticken und häkeln und im Kirchenchor mitsingen

und auf den Mann warten, der für sie oft nur der Mann im Märchen war, das heißt, nimmer kam? Hatte sie keine geistige Kraft in sich, um sich zu erheben? Warum hielt man gerade das weibliche Geschlecht von den Quellen des Wissens zurück, die man als heilsamen Trank so laut rühmte im deutschen Reich? „Was gäbe es denn," dachte Luise bei sich, „was ich nicht durch Fleiß und Zähigkeit und peinliche Sorgfalt erreichen könnte?" O ja, sie wollte es versuchen, ihr eigenes Schicksal sich zu schmieden. In der Seele dieses jungen Mädchens keimte ein starker Wille empor, ein heldenmüthiger Wunsch, das Leben zu bezwingen, auch wenn es ihr feindlich sei.

Sie sah nach der Uhr. Die Station mußte sogleich in Sicht kommen. Richtig, da war sie schon! Eine Minute Aufenthalt. Luise Sohst ergriff ihre Reisetasche und sprang aus dem Wagen. Auf dem dürftigen kleinen Bahnhofe standen zwei Frauen mit bunten Kopftüchern und ein Mann mit einem derben Knotenstock, die eilig einstiegen. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Ein weißbärtiger Gepäckträger, der abläutete, war die einzige anwesende Person. Doch nein, hinter dem Bahnhofhäuschen hatte sie bereits ein Halbverdeck mit zwei dunkelbraunen Rößlein erspäht; es war der einzige Wagen, der dort wartete, also wahrscheinlich der für sie bestimmte.

In der einen Hand die Tasche, ging sie hinter das Gebäude und rief dem Kutscher, der schläfrig auf dem Bocke saß und die Zügel hängen ließ; aber er hörte sie nicht, oder wollte nichts hören, weil sie ihn deutsch anredete.

„Fräuleinchen," sagte der alte Gepäckträger, der wahrscheinlich aus Langeweile hinter ihr dreingeschlichen war, „der gehört zu der Sorte, die stets eine hohle Hand haben; er versteht nur dann deutsch, wenn Sie ihm etwas in die Hand drücken."

Luise holte ihr Geldtäschchen hervor; aber sie besann sich, klapperte mit den Silbermünzen und sagte: „Wenn Sie mich richtig und gut in Orchowo abliefern, erhalten Sie eine Mark.“

Der Mann fuhr auf und sprang eilends vom Bocke herunter. Das lange schlichte Haar hing ihm in das bartlose Gesicht, er eilte auf das junge Mädchen zu, das nicht recht wußte, was er wollte und anfänglich mit einer Geberde des Schreckens zurückwich. Er beugte sich tief vor ihr nieder und küßte demüthig den Saum ihres Mantels.

„Fürchten Sie sich nicht, Fräuleinchen,“ bemerkte der alte Gepäckträger, „das ist so ihre Art — slavisch, sklavisch! Er wird jetzt gut fahren und Sie wohlbehalten zu Frau v. Peplinska bringen.“

Auf Polnisch fügte er noch ein paar Worte hinzu, in denen er den Kutscher ermahnte, verständig zu fahren.

Der Pole erwiederte in lebhafter, erregter und widersprechender Weise. Luise machte der Unterhaltung, die in ein Gezänk auszulaufen schien, ein Ende, indem sie entschlossen in die Kalesche sprang und „Fort!“ rief. Die Reisetasche stellte sie auf den Rücksitz. Die dünnbeinigen kleinen Pferde zogen an.

Es war eine lange und langweilige Fahrt. Je weiter sie sich von der Station entfernte, desto schlechter wurde der Weg. Mühselig und schwitzend zogen die schwächlichen Thiere den Wagen durch den Morast.

„Die Pferde sind schlecht genährt,“ sagte Luise zum Kutscher.

„Wenig Futter,“ erwiederte lakonisch der Rosselenker, der angeblich kein Deutsch verstand.

Kleine Waldstücke wechselten mit Wiesen und Brachfeld ab; ein Dorf, durch das sie fuhren, zeichnete sich durch zahlreiche Kinderschaaren und arg verfallene Hütten aus. Ueber den Bäumen, die ihre nackten Arme fast ge-

spenstisch emporreckten, flatterten Schwärme von hungrigen Saatkrähen. Auf einer kleinen Anhöhe, hinter der sich zur Rechten ein weitausgedehntes Haidestück erstreckte, stand eine invalide Mühle, die so alterthümlich und wurmzerfressen aussah, als ob sie jeden Augenblick einstürzen könnte; der Bach plätscherte geschwätzig durch die tiefe starre Einsamkeit, aber er trieb kein Rad mehr. Ein paar hundert Schritte von der Mühlenruine entfernt erhob sich das Herrenhaus von Orchowo.

Neugierig musterte Luise die Umgebung.

Weitausgedehnte, umfangreiche Ställe und Scheunen zogen sich zur Linken hin, freilich alle verwahrlost. Die Dächer waren theils moosbelegt, theils zerzaust und zeigten Löcher; hier fehlte das Stück einer Wand, dort lag ein Haufe altes Gerümpel umher. Das Haus lag inmitten eines mächtigen Obstgartens; es war ein zweistöckiger, viereckiger Bau, an den eine lange, äußerst niedrige einstöckige Reihe kleiner Gebäude wie angeklebt war, und schloß mit einem erst wenige Jahre alten Anbau ab, der ein plattes Dach hatte, als Küche und Waschhaus diente und, wie es schien, den morschen einstöckigen Theil vor dem Umsinken bewahrte. Alles zusammen genommen bot das Gut einen recht eigenartigen Anblick, eine wunderliche Vereinigung von ehemaligem Reichthum, Schmutz und schönen Baumanlagen, von Größe und Trümmern hart nebeneinander.

Unter eifrigem Knallen fuhr der Rosselenker vor und hielt mit seinen dampfenden Thieren in einer Kothlache dicht vor der Thür still. Ein paar Bretter waren über den Sumpf geschoben worden, so daß Luise, nachdem sie dem Kutscher das versprochene Trinkgeld eingehändigt hatte, wirklich trockenen Fußes bis vor die Thür gelangen konnte.

Niemand kam, um sie zu empfangen; der Kutscher fuhr mit dem kothbespritzten Wagen fort, und sie stand allein,

ungewiß, welchen Eingang sie wählen sollte, da es deren drei oder vier gab.

Endlich stieß sie die zunächstliegende Thür, die nur



angelehnt war, auf. Mehrere schwarzbraune Köter fuhren kläffend auf sie los, so daß sie ihre Tasche zum Schutz gegen die bissigen Thiere vorhalten mußte. Auf den Lärm hin humpelte aus dem anstoßenden Gemach ein sonderbarer Mensch hervor, ein Buckliger, der noch dazu

verkrüppelte Füße besaß. Er war nachlässig gekleidet, sein langes Haar war wirr und zerzaust, aber sein dünner Schnurrbart sorgfältig gewichst und gedreht, und sein unmein großes und in schreienden Farben gehaltenes Halstuch leuchtete weithin. Auf niedergetretenen Morgenschuhen, schlurrenden Ganges, kam er auf sie zu und bemerkte mit grämlicher Stimme und verdrossener Miene etwas auf Polnisch, was Luise nicht verstand.

„Ich bedauere, nicht polnisch zu sprechen," versetzte Luise. „Ich bin eine Verwandte der Frau v. Peplinska, die mich erwartet. Ist Frau v. Peplinska nicht zu Hause?"

Der humpelnde kleine Mann machte eine Art ceremoniell sein sollende Verbeugung und sagte in dem schnarrenden Deutsch der Polen und Tschechen: „Jan v. Peplinski, der Stiefsohn der Frau v. Peplinska. Die gnädige Frau ist zum Nachbar Herrn v. Slabski auf Brzyce gefahren und wird bald zurück sein. Darf ich Sie in die Gemächer der Frau v. Peplinska geleiten lassen?"

„Ich bitte darum," versetzte Luise kühl.

Herr Jan v. Peplinski fuhr sich mit der Hand durch seinen üppigen Haarbusch, schnitt eine Grimasse und stolperte auf die schräg gegenüberliegende Thür zu, die er halb öffnete. Er rief einige Scheltworte hinein; bald erschien eine schlumpige, ältere Person, die zu Fräulein Sohst etwas bemerkte, was diese natürlich nicht verstand; aber da sie voranging, meinte Luise, es sei eine Aufforderung, ihr zu folgen.

Vorsichtig tastend gelangte sie über ein paar Stufen in einen dunklen langen Gang, endlich in die sogenannten guten Stuben. In der einen, die geheizt war, nahm Luise Platz und wartete. Die Magd hatte ein Licht angezündet, das in einem stark von Stearin beträufelten eleganten Leuchter steckte, auf dem Hülsen von Cigaretten lagen; nach einer Weile erschien sie mit einer Lampe, deren Milch-

glasglocke eine bedenkliche Lücke zeigte. Nun, es war wenigstens behaglich warm in dem Raum, und mit gespannten Erwartungen sah Luise der weiteren Entwickelung der Dinge entgegen.

Die Zimmer waren reich möblirt; aber überall fehlte etwas. Der Teppich, der seidengeblümte Bezug des Sophas, wie die bunte Tischdecke wiesen deutliche Flecken auf; durch die Decke war in der Ecke das Regenwasser geträufelt und hatte seine Spuren hinterlassen. Der Stuhl, auf dem sie Platz nahm, war ein prachtvoll dunkelrother Damastsessel, dessen Rückenlehne zerbrochen und ungenügend ausgebessert war, und durch den breiten Goldrahmen des schlecht geputzten Spiegels schlängelte sich ein klaffender Riß. Das Eckbrett enthielt eine kleine Büchersammlung; eine polnisch geschriebene mehrbändige und ganz neue, aber wohl noch nie benutzte Geschichte Polens, ein halbes Dutzend französischer Romane neben einem Band Schiller, einigen alten Kalendern und einem Kochbuch. Ein viereckiger großer Kasten, dessen perlengestickter Ueberzug vor vielen Jahren auch wohl einmal Perlen gehabt hatte, enthielt fünf oder sechs Packete stark gebrauchter Spielkarten. Das Piano war verstimmt, und aller Messingbeschlag in der Stube durchaus ungeputzt.

„Polnische Wirthschaft!“ murmelte Luise Sohst vor sich hin. „Diese Zimmer bilden eine passende Illustration zur Geschichte, sie erläutern, warum das Polenthum dem Untergang verfallen ist. Nun, die Entdeckungsreise wird mir ja nicht schaden, und zur Station wird mich die Tante ja wohl zurückbefördern lassen.“

Draußen knallte wieder eine virtuos geschwungene Peitsche. Polternd und ächzend kam eine von vier Braunen gezogene alte Kalesche angefahren. Die gnädige Frau v. Peplinska war da.

3.

Obschon Luise ein muthiges Herz besaß und es verstand, sich auch in minder angenehme Lagen des Lebens zu schicken, war sie doch froh, daß die Tante erschien; in den einsamen, dunklen und fremden Zimmern hatte sie sich ganz verlassen gefühlt. Die Tante trat noch im Reisegewand eilig ein, und begrüßte sie in ihrer lebhaften Art. Das Haar war ihr stark ergraut, und tiefe Falten zogen schon durch ihr Gesicht, doch ihre Figur war noch stattlich und wohlerhalten; trotzdem war es nicht zu verkennen, daß etwas Gedrücktes, Sorgenvolles und Aengstliches auf ihr lag.

„Es that mir so leid," sagte sie, „daß ich nicht einmal bei Deiner Ankunft hier sein konnte; ich hatte angeordnet, mein Stiefsohn Jan sollte Dich empfangen, und die Kascha sollte für etwas Warmes sorgen, ich werde mich aber gar nicht wundern, wenn ich erfahre, daß dies nicht zur Ausführung gekommen ist. Ich hatte mich nun einmal bei dem Nachbar, dem Herrn v. Slabski, zu einem kurzen Besuch auf heute anmelden lassen, und es wäre unhöflich gewesen, die Leute vergebens warten zu lassen. Du bist groß und stark geworden, Kind, seit ich Dich zuletzt gesehen, nur noch etwas blaß, das muß die frische Landluft Dir vertreiben. Aber ach, ich fürchte, in Orchowo wird es Dir nicht lange behagen, es ist ein wunderliches Leben hier. Ich bin an diese Wirthschaft" — sie zeigte mit der Hand umher — „allmälig gewöhnt, oder wie man hier zu Lande sagt, abgebrüht, und lasse es so gehen. Es ist so schwer, hier etwas durchzusetzen, nicht einmal ein paar ordentliche Zimmer kann ich erreichen —"

Sie brach ab und nahm seufzend auf einem Sessel Platz, sprang aber bald wieder auf.

„Natürlich bist Du hungrig und hast nichts bekommen,

so lange ich abwesend war. Entschuldige mich noch einen Augenblick, ich muß es selber anordnen, sonst erhalten wir nur ‚Kumst‘ und ‚Sartschirken‘ zum Abendbrod. Ich freue mich recht darauf, mich mit Dir einmal ausplaudern zu dürfen, ich bekomme so wie so wenig Deutsch im Jahre zu hören.“

Nach einer Weile kehrte sie in ärgerlicher und aufgeregter Stimmung zurück.

„Dieser Nichtsnutz, mein Stiefsohn Jan,“ sagte sie, „bringt mich noch in Verzweiflung mit seinen dummen und leichtfertigen oder auch böswilligen Streichen; das geht nun schon seit Jahren so, manchmal möchte ich lachen über ihn, manchmal ist mir aber auch zum Weinen zu Muth. Wie ich eben in die Speisekammer komme und den eisernen Weinschrank öffne, finde ich das Schloß unverletzt; aber in der Seitenwand ist eine runde Stange durchgefeilt und beseitigt worden, ich entdeckte es nur durch Zufall, da ich mir an den scharfen Kanten die Hand ein wenig verletzte. Jetzt braucht man das Schloß gar nicht und kann die Flaschen bequem durch die Oeffnung stecken; und die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben. Statt einiger zwanzig Flaschen Ungarwein entdecke ich eben nur noch vier, und wie ich bei dem kleinen Ungeheuer eintrete, finde ich es total betrunken. Ist das nicht um aus der Haut zu fahren? Natürlich hat er allmälig das ganze Getränk beseitigt, in vier oder fünf Tagen fast zwanzig Flaschen! Er wird sich um das bischen Verstand bringen, das er noch hat. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Wenn die Mädchen sehen, daß der junge Herr ohne Scham und Scheu stiehlt, wie soll ich mich da noch wundern, daß sie es ihm nachmachen? Was soll ich aber mit dem Taugenichts beginnen?“

„Liebe Tante,“ sagte Luise, „ich glaube, Dein Hauskreuz Jan ist schon viel zu alt und kann hier gar nicht

mehr in dieser Umgebung gebessert werden. Ist es denn nicht früher vielleicht versehen worden?"

„Nein," entgegnete die Tante, „ihm steckt die Teufelei und die Anlage zu allem Schlechten im Blute. Aus der Anstalt, in die ich ihn gebracht hatte, wurde er als ungehorsam und unverbesserlich entlassen. Seines körperlichen gebrechlichen Zustandes halber konnte er nie gezüchtigt werden, und die Ermahnungen fruchteten nichts, der Begriff Schande war ihm fremd. Den deutschen Hauslehrer, den ich annahm, quälte er so lange, bis der arme Mann seinen Abschied nahm, und mit dem polnischen ging er sehr bald zusammen in die Dorfkneipe und trank und spielte. Ein würdiger älterer Herr, der auf diesen als Mentor folgte, hatte ebenso wenig Erfolg, Jan setzte ihm beharrlich seinen passiven Widerstand entgegen. Du kannst Dir denken, daß das Früchtchen nichts gelernt hat, er ist krank an Leib und Seele, und alle meine Anstrengungen sind umsonst gewesen. . . . Doch laß uns das unerfreuliche Thema abbrechen; zur Strafe soll er heute mit uns nicht zu Nacht essen. Diesmal sind wir also ganz ungestört und können von alten Zeiten plaudern; wenn er zugegen ist, müssen wir unsere Worte auf die Wagschale legen, denn er besitzt eine niedrige Pfiffigkeit und pflegt auf Alles zu achten."

Die Magd brachte das Theegeschirr und binnen Kurzem auch das Abendessen, dem Luise, die hungrig geworden war, tapfer zusprach. Die Stunden vergingen den beiden Damen in behaglichem, traulichem Beisammensein. Frau v. Peplinska erzählte von ihren Schicksalen, und Luise Sohst berichtete von dem Leben in der Stadt, von den letzten Monaten, die ihr Vater krank verbracht hatte, von ihrer Schwester Mathilde. Erst zu später Stunde suchten Tante und Nichte ihr Lager auf.

— — — — — — — — — — — —

Der nächste Morgen war kühl wie der vorhergehende, auf den Dächern lag bereits der Reif stundenlang; aber gegen Mittag brach die Sonne durch den Nebel, und Luise ließ sich nicht abhalten, den weitläufigen Garten zu durchwandern. Mit einem Paar alter Gamaschen der Tante ausgerüstet, drang sie sogar bis auf die Haide vor; in einer geschützten Schlucht fand sie noch grüne Pflanzen und sogar die letzten Blumen, die sie in einem Gläschen auf den Schreibtisch der Tante stellte.

„Du warst wohl auf der Wolfshaide?“ fragte die Tante, „wie frisch Du aussiehst! In Orchowo wirst Du bald rothe Backen bekommen.

Ja, die Wolfshaide!“ fuhr Frau v. Peplinska fort, als Luise nach der Bedeutung des Namens frug, „mein verstorbener Gatte hat dort vor langen Jahren den letzten Wolf geschossen. Jetzt sind die Unthiere fort, aber in strengen Wintern ist es nicht ausgeschlossen, daß sich einmal ein Ueberläufer aus dem polnischen Rußland hierher verirrt, die Grenze ist kaum eine halbe Meile entfernt.“

Zu Tisch erschien Jan, der sich in große Gala gesteckt hatte, um dem fremden Fräulein zu imponiren. „Er ist von einer kaum glaublichen Eitelkeit,“ flüsterte die Tante Luisen zu, „und hält sich dem weiblichen Geschlecht gegenüber für unwiderstehlich.“

Die Schilderung der Tante war nur zu wahr; Jan v. Peplinski war kindisch eitel, genußsüchtig, boshaft, rohen Gemüthes und verdämmerte seine Tage ohne jeglichen Nutzen für sich und Andere. Im Laufe des Tages erschienen auch die beiden Brüder Kornel und Theophil v. Peplinski, die Neffen des verstorbenen alten Herrn, und ließen sich der deutschen Verwandten vorstellen. Der Aeltere von den Beiden, Kornel, hatte seit Jahren die wirthschaftliche Verwaltung des Hauptgutes übernommen, während Theophil auf dem ersten Vorwerke, dem Nebengute Przylub, re-

gierte. Beide Herren waren schlank und gut gewachsen, doch etwas zu dünn und schmal und zeigten dabei etwas Fahriges und Unstätes, was dem Stadtkinde sofort auffiel; auch benahmen sie sich sehr frei und ungenirt, etwas leichter, wie es in der guten deutschen Gesellschaft Sitte ist, fast so, als ob sie die gebietenden Herren seien. Das brüske, selbstbewußte Auftreten der beiden Polen hatte dabei noch etwas Geziertes, einen Anflug von künstlicher Pose, der bei Luise Sohst nur unangenehme Empfindungen hervorrief, denn sie haßte alles Unwahre und Gemachte. Sie hielt sich daher sehr zurück und thaute nur der Frau v. Peplinska gegenüber etwas auf. Aber sie sah gleich am ersten Tage, zu verbessern war in Orchowo viel, beinahe Alles. Welche Gründe mochten Frau v. Peplinska davon zurückhalten?

Luise beobachtete und schwieg: aber durch allerhand Kleinigkeiten und aus den Fragen, welche das junge Mädchen stellte, ersah die Tante denn doch, daß die Tochter des alten Sohst nicht auf den Kopf gefallen war. Sie bemühte sich, der Tante manche Annehmlichkeiten zu bereiten, sie ging zum großen Staunen der zahlreichen und unsauberen Dienerschaft, die wispernd die Köpfe zusammensteckte, sogar in die Küche, um ein besseres Essen zu bereiten, und nahm der Herrin des Hauses manchen nothwendigen Gang ab.

So schwand die Woche ohne weitere Erlebnisse in ruhigem Stillleben dahin. Am Freitag Abend saßen die beiden Damen beim Thee; Jan war von Kornel v. Peplinski zu einer Abendgesellschaft bei einem der Nachbarn mitgenommen worden, Luise und ihre Tante waren also allein.

„Liebe Tante,“ sagte das junge Mädchen, „hier ist eine Karte, die Mathilde gesandt hat; sie wundert sich, daß ich noch nicht an die Heimreise gedacht habe, und erwartet mich morgen Abend zu Hause!“

Frau v. Peplinska fuhr auf. „Luise!“ rief sie, „nein, das geht nicht! Du bist mir in den paar Tagen, die ich mit Dir verlebt habe, so lieb, ja unersetzlich geworden, und jetzt willst Du wieder fort, und das alte Elend soll von Neuem beginnen!“

„Soll ich bei Dir bleiben, Tante?“ erwiederte Luise.

„So lange Du willst, mein Kind!“

„Ja, dann muß hier freilich Vieles anders werden,“ sagte Luise fest. „Ich kann es mir denken, durch die Gewohnheit und vielleicht auch, weil Du nicht wußtest, wie es anzugreifen sei —“

„Luise!“ unterbrach sie Frau v. Peplinska, „Du könntest meine Retterin werden, ich habe so großes Vertrauen zu Dir gefaßt und möchte Dich für meine Seele gern zu meiner Oberrechnungsräthin ernennen. Doch nun vernimm erst, wie die Verhältnisse hier liegen. Ach, ich muß da weit ausholen! —

Wie die meisten jungen deutschen Mädchen habe ich eine völlig ungenügende Erziehung erhalten. Mein Vater, der Bruder Deines Großvaters, war Lehrer, ein eifriger, pflichtgetreuer Mann, der mir, was er wußte, mit Ernst und Strenge beigebracht hat. Aber thatkräftiges Handeln, Energie und klaren Blick, das lernte ich nie bei ihm. Mit zwanzig Jahren war ich darum noch recht unwissend in Allem, was die Lebenskunst angeht, unpraktisch und der Leitung bedürftig. Im Jahre darauf lernte mich Heinrich Merkel kennen, ein junger Landwirth, der über einige Mittel verfügte und eben daran dachte, sich seßhaft zu machen. Er gefiel mir mit seinem biederen und offenen Charakter und hielt um meine Hand an, wir wurden Mann und Frau und genossen mehrere Jahre ruhigen, bescheidenen Glückes.

Der einzige Schatten, der damals in mein Leben fiel, war der Tod eines Kindes, eines Töchterchens; bald darauf traf mich der schwerste Schlag, Merkel starb, und jetzt erst

erfuhr ich, wie wenig befriedigend sich unsere finanzielle Lage gestaltet hatte. Merkel hatte mich als Mutter seines Kindes, als Hausfrau und Wirthin betrachtet und stets liebevoll behandelt; aber in seine sonstigen Sorgen und Kümmernisse hatte er mich nicht eingeweiht. Ich zürne ihm darum nicht, er wollte nur mein Bestes, er war ein einfacher, bescheidener Mann, der bei all' seiner Gutherzigkeit keinen weiten Umblick hatte. Es kamen dann Zeiten schwerer Noth für mich; ich war nicht im Stande, unser Pachtgut zu halten und mit Erfolg weiter zu bewirthschaften, mir fehlten dazu die Mittel und auch die wirthschaftlichen Erfahrungen. Arm, wie ich gekommen war, hätte ich nach Jahresfrist den Hof verlassen müssen.

Da lernte ich den alten Herrn v. Peplinski kennen, der zwei Jahre zuvor seine Frau verloren; er hatte Merkel, der jahrelang bei ihm Verwalter gewesen war, Geld zur Beschaffung des Inventars vorgestreckt und sah nun nach, was für ihn und auch für mich zu retten sei. Er war schon bejahrt, aber gesund und kräftig, und die ganze Gegend schätzte ihn als Ehrenmann, er war ein nobler und feiner Pole, keiner von diesen schneidigen Thunichtguten, die Du hier kennen gelernt hast. Er hatte keinen Haß gegen die Deutschen, im Gegentheil, er hatte sich selbst, vielleicht ohne es zu wissen, etwas germanisirt, ohne übrigens sein Polenthum aufzugeben, was ja auch Niemand von ihm verlangte. Er behandelte mich bei der Abwickelung seiner finanziellen Angelegenheit in so rücksichtsvoller Weise, so zart und anständig, daß ich eine aufrichtige Zuneigung zu ihm faßte. Ich achtete und ehrte ihn und nahm seine Hand an. Damals verlebte ich wieder ein paar schöne Jahre.

Es waren damals andere und in mancher Beziehung bessere Zeiten. Ein großes einiges deutsches Vaterland gab es ja noch nicht, aber es war noch kein auf die Spitze getriebener

gegenseitiger Haß der Nationalitäten vorhanden. Hier wohnten die Deutschen und Polen, ebenso wie in Böhmen die Deutschen und Tschechen friedlich nebeneinander und waren gute Nachbarn, sie hatten sich zusammen mit einander eingelebt.

Mein Gemahl erkältete sich eines Tages auf der Jagd, eine Lungenentzündung machte seinem Leben ein schnelles Ende, und nun begann meine Leidenszeit. Die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu, ich merkte bald, daß die Polen mir mißtrauten, und um Frieden zu haben, schaffte ich die deutsche Dienerschaft und die deutschen Arbeiter allmälig ab; aber das half nachher nichts mehr, je mehr ich dem Polenthum Zugeständnisse machte, desto weniger half es, sie wollten mehr, immer mehr.

Das Testament meines Mannes setzte mich zur Erbin ein, nicht Jan v. Peplinski, seinen Sohn erster Ehe; mein Mann hatte eben eingesehen, daß Jan unfähig sei, die Güter zu verwalten und zu erhalten. Ich habe nur die Verpflichtung übernommen, für Jan zu sorgen; inwieweit, das blieb meinem Ermessen vorbehalten. Als Jan mündig geworden war, verlangte er das Erbe seiner Mutter, das ich bei einem Sachwalter deponirt hatte, und das, nie angegriffen, hübsche Zinsen abwarf; ich mußte es ihm aushändigen, obschon ich wußte, was folgen würde. Er verspielte und verschlemmte es, und seine Vettern haben ihm redlich dabei mitgeholfen.

Von diesen, den Herren Kornel und Theophil v. Peplinski, steht nichts im Testament; mündlich habe ich allerdings meinem Manne versprochen, mich ihrer anzunehmen, sie zu berücksichtigen, wenn ich mit ihnen auskommen könne. Siehst Du, Luise, ich bin eine friedliebende alte Frau und bin jetzt auch schon über fünfzig Jahre alt, ich scheute mich so lange vor einer gänzlichen Umwälzung, da mir dabei ja doch die Hauptarbeit zugefallen wäre, ich scheute mich

auch etwas vor dem Gerede der Nachbarn, von denen die meisten Polen sind. Allein ich bin fest überzeugt, daß meine beiden Neffen Peplinski mich betrügen; daß sie seit Jahren aus dem Vollen gelebt haben, ist gewiß. Unterdessen verkommen die Güter, der schöne Garten ist schmachvoll verwildert, die Gebäude sind dem Einsturz nahe, und meine Einkünfte sind jämmerlich genug geworden. Die Herren v. Peplinski stecken zweifelsohne den Ertrag der Güter in die eigene Tasche, und wenn es dabei noch bliebe! Aber bei alledem sind sie arm wie die Kirchenmäuse, sie spielen und verthun das Geld und verkommen immer mehr, sie sind Alle falsch, sie und alle Anderen, die mich umgeben, ein bösartiges, verlogenes Pack, das mich durch Schmeicheleien zu ködern sucht. Kornel wie Theophil küssen mir eifrig die Hand und nennen mich die ‚schöne, gnädige Frau Tante', und dabei lachen sie über die thörichte alte dumme Deutsche, und hassen und verachten mich im Grunde ihres Herzens."

Sie holte tief Athem und schritt erregt im Zimmer auf und ab.

„Ich gelte für eine reiche Frau, aber ich muß Dir sagen, das Leben war mir so zuwider geworden, daß ich manchmal am liebsten von Orchowo geflohen wäre und ihnen Alles überlassen hätte. Mein Seliger, der alte Ehrenmann, würde wohl erstaunt und erschrocken sein, wenn er sehen könnte, wie die Dinge jetzt stehen. Jan rettungslos verkommen, die Neffen beide moralisch beschmutzt, die reichen Besitzungen verarmt, die Leute unzufrieden, kurz, allgemeiner Verfall!"

„Und Du glaubst, daß ich Dir helfen kann? Ich, ein schwaches Mädchen?" sagte Luise nach einer Pause.

„Gerade Du," erwiederte Frau v. Peplinska, „ich glaube, Du bist gar nicht so schwach. Du sollst nur in meinem Namen handeln und mir die Wege weisen und Alles vor-

bereiten. Zuerst: lerne etwas Polnisch, und dann studire die Jahresabschlüsse und Rechnungen. Bei gelegener Zeit kündige ich der ganzen Sippe, sobald wir erst einen Ersatz haben, und auch den Jan schicke ich fort."

Luise nickte. „Ja, Tante, aber es muß nichts in Uebereilung geschehen. Eins nach dem Andern — allmälig soll hier gründlich ausgekehrt werden. Niemand soll ein Unrecht geschehen, Orchowo soll wieder in Flor kommen, und Du sollst ruhige Tage genießen, wenn Alles glückt. In dieser etwas entlegenen Gegend, wo die Polizei weit entfernt ist und immer erst nach einer langen Pause einzutreten vermag, muß auch für unsere persönliche Sicherheit gesorgt werden. — Doch nun geh' zur Ruhe. Ich muß an Mathilde einen Brief senden und ihr mittheilen, daß ich vorläufig hier bleibe, auch muß ich ja meine Habseligkeiten kommen lassen."

Frau v. Peplinska küßte ihre Nichte auf die Stirn und suchte ihr Lager auf; Luise entwarf ihren Brief an die Schwester und war noch lange wach. Das junge Mädchen war von den Mittheilungen der Tante und von der Aussicht auf die Zukunft so erregt, daß sie das Fenster öffnete und lange in den dunklen, stillen Garten hinabblickte. Wie friedlich war es da draußen! Aber ihrer wartete eine schwere Aufgabe — ja, nun hatte sie Kampf und Arbeit vor sich, wie sie es gewünscht hatte.

4.

Das Weihnachtsfest war nahe. Die Gebrüder Peplinski waren einigermaßen erstaunt über die Veränderung, die im Wesen und in der Lebensweise der „gnädigen und schönen Frau Tante" allmälig vor sich ging; sie lud die Herren gar selten ein, fast nur noch, um geschäftliche Mittheilungen entgegenzunehmen, sie spielte nie mehr Karten mit ihnen, sie fuhr nicht mehr zu den Slabskis, zu den

Wolskis und Maciejowskis, welche die nächste Nachbarschaft bildeten, und gab durchaus keine Gesellschaften. Die Zeiten hatten aufgehört, da edle Polen in den festlich beleuchteten Räumen des Herrenhauses von Orchowo ihre Cigaretten rauchten und mit den Gläsern zusammenstießen, so daß der Wein über die Seide des Sophas und der Tischdecke floß. Der Umgang mit dem einfachen deutschen Mädchen Luise Sohst schien einen Ersatz für das Alles bieten zu können.

„Das deutsche Ding ist an Allem Schuld!“ raunte Kornel v. Peplinski eines Tages seinem Bruder Theophil zu, „paß auf, die wird uns noch von Hof und Stelle bringen!“

„Ah bah!“ entgegnete Theophil, „Kornel, Du siehst zu schwarz. Ist denn etwas geändert worden? Es wird der Alten bald zu öde werden — die Tugend ist schön, aber langweilig, sehr langweilig.“

„Doch geht Manches vor, so ganz im Stillen naht die deutsche Invasion auf Orchowo, ich weiß, wie der Wind weht. Ich sage Dir, wir Beide werden bald die Einzigen sein, die in Orchowo polnisch reden. Denke Dir nur, sie hat dem Thaddäus v. Slabski rundweg abgeschrieben; der erhält die Verwalterstelle auf dem Vorwerke Wluki nicht.“

„Ich verdenke es ihr eigentlich nicht, Kornel, aber ganz unter uns: der Thaddäus ist ein Lump, neulich bei seinem Onkel, als der Jozef das Bänkchen auflegte, hat er betrogen, und ich ließ hundertvierzig Mark bei ihm sitzen — so dumm!“

„Nun, für uns wäre es immerhin besser, sie nähme ihn, als etwa einen Deutschen, der uns das ganze Spiel verderben kann. Ich habe schon oft daran gedacht, wie wir uns an dieses deutsche Mädchen, das jetzt Alles regiert, heranmachen könnten. Mich kann sie gar nicht leiden, ich bin zu ungeschickt, mit den Weibern so fein und zimperlich umzugehen, aber Du, Theophil, Du bist noch jünger! Sei

doch 'mal recht liebenswürdig gegen sie, die Weiber haben alle ihren schwachen Punkt, spiele den Verliebten, heirathe sie! Vielleicht ist sie die Erbin; denn Jan wird die Güter nie erhalten, das habe ich aus ihrem eigenen Munde."

„Ich will's 'mal versuchen, Kornel."

Damit zogen sie ihrer Wege. Theophil fand indessen kaum eine Gelegenheit, gegen Luise Sohst den liebenswürdigen Schwerenöther zu spielen, denn sie sah ihn kaum und ging ihm geflissentlich aus dem Wege; kamen die Beiden aber einmal zusammen, so konnte Theophil sicher sein, daß sie ihn sehr kalt behandelte, ihn, der sonst doch für unwiderstehlich galt.

Die Brüder hatten in ihren Muthmaßungen nicht Unrecht. Der polnische Verwalter des zweiten Vorwerkes Wluki, der natürlich ganz unter Kornel's Einfluß gestanden hatte, war lange kränklich gewesen; kein Wunder, er hatte in der Einsamkeit des entlegenen, mehr als stillen Hofes dem „ostpreußischen Maitrank", dem Grog, Tag und Nacht fleißig zugesprochen und war wenige Wochen vor Luise Sohst's Ankunft einem zu reichlichen Trankopfer erlegen. Den Winter hindurch, so hatte Kornel der Gnädigen vorgestellt, brauche man an eine Neubesetzung der Stelle nicht zu denken, vielleicht zu Neujahr.

Das hatte auch Luise beschlossen. Sie hatte die Tante bewogen, in einer der gelesensten deutschen Zeitungen der Provinz eine Anzeige zu erlassen, natürlich vorsichtig und ohne Namensnennung, denn die Peplinskis sollten nichts vorher davon erfahren. Von der Expedition des Blattes ließ sie sich die eingegangenen Briefe zuschicken; es war eine ganze Sammlung und die Auswahl war schwer. Allein Luise prüfte sie nach Form, Inhalt und Handschrift sorgfältig und blieb endlich bei dem Antrage des Herrn Ewald Förster stehen, dessen deutliche, sichere Hand einen kleinen Schluß auf Charakterfestigkeit zuließ. Auf mehreren Umwegen erkundigte sie sich vorsichtig nach dem Vorleben

des Bewerbers und erhielt nur günstige Mittheilungen. Er stammte aus guter Familie, war nicht ganz mittellos und besaß eine tüchtige Ausbildung, theoretisch wie praktisch — mehr konnte man gar nicht verlangen.

Nachdem die beiden Frauen einen längeren Kriegsrath abgehalten, wurde er angenommen und traf eines Tages in Orchowo ein, eine mächtige, hünenhafte Gestalt mit spärlichem Haupthaar und hellen Augen; er machte auf Frau v. Peplinska den besten Eindruck, und Luise stimmte ihr bei.

Herr Förster übernahm sofort das Vorwerk Wluki, und da er natürlich unverheirathet war, machte die Einrichtung von zwei Zimmern für ihn in dem Wluki'schen, ziemlich geräumigen Wohnhause wenig Schwierigkeiten. Drei Mädchen mußten einen Tag hindurch waschen, säubern und putzen, und dann bezog er sein neues Heim. Vorher jedoch hatte er mit Luise Sohst, nicht mit der gnädigen Frau v. Peplinska, die sich als letzte Instanz weislich im Hintertreffen hielt, eine längere Unterredung, die Luise sehr befriedigte. Er war eher wortkarg und etwas verschlossen als geschwätzig, sein Antlitz hatte einen festen, entschlossenen Zug, erst im Laufe des Gesprächs thaute er etwas auf; auf den konnte man sich, wenn nicht Alles täuschte, verlassen, und Luise weihte ihn in die Verschwörung gegen die Peplinskis ein und deutete ihm an, was demnächst kommen würde.

Eine weitere Folge war, daß der Schmied ein paar Tage darauf in die Klasse der gewöhnlichen Tagelöhner zurückversetzt wurde — er zog dies der Entlassung vor —, und daß ein tüchtiger deutscher Schmied an seine Stelle trat; zugleich mit dem Letzteren traf auch ein deutscher Bedienter ein, den Frau v. Peplinska ganz besonders gewünscht hatte, Bernhard Schwartz mit Namen, ein verläßlicher, kräftiger junger Mensch, der wie der deutsche Schmied ge-

dient hatte und an Zucht, Ordnung und Gehorsam gewöhnt war.

Auf dem Hofe zu Orchowo erhielt die Wirthschafterin ihren Abschied; da sie gestohlen hatte und überführt war, mußte sie sofort gehen, ihre Stelle nahm eine deutsche Köchin ein, und die Zahl der Kostgänger im Gesindezimmer wurde wesentlich vermindert. Für den kommenden April wurden ein deutscher Gärtner und ein deutsches Stubenmädchen in Aussicht genommen, und zwei freche polnische Frauenzimmer, die mit der Wirthschafterin unter einer Decke gesteckt hatten, wurden kurzer Hand entlassen, obwohl Jan sie patronisirte.

Diese kleine Revolution ging Schlag auf Schlag von Statten, trotz aller Einreden und Vorstellungen des Oberverwalters Kornel, den Frau v. Peplinska, Migräne und Erkältung vorschützend, gar nicht vorließ. Herr Kornel v. Peplinski mußte mit Luise Sohst verhandeln, und diese ließ sich auf lange Erörterungen gar nicht ein.

Die Vorgänge riefen mancherlei Gerede unter den Leuten hervor, und die Brüder Peplinski erkannten jetzt klar, daß auch gegen sie etwas im Werke sei, aber sie hatten keine Macht, an den Thatsachen etwas zu ändern.

Luise lernte fleißig Polnisch; mit einer wahren Begeisterung stürzte sie sich in die polnische Grammatik und in die polnischen Uebungsbücher, die sie sich von der nächsten Buchhandlung hatte zuschicken lassen; auch betrieb sie das Sprechen praktisch mit dem Gesinde, mit Jan und Frau v. Peplinska, die wohlerfahren war und die Sprache ganz fließend redete. Die Tante hatte ihr die aus den letzten drei Jahren stammenden Rechnungsbücher der Güter übergeben, die Luise mit großer Sorgfalt und Umsicht nachsah, verglich und studirte. Oft saß das energische Mädchen bis nach Mitternacht in ihrem Zimmer und arbeitete.

So verging der Winter, und der Sonntag vor Ostern war gekommen.

An diesem in den Annalen von Orchowo denkwürdigen Tage erschien schon frühzeitig am Morgen der Verwalter von Wluki, Herr Ewald Förster, und machte der gnädigen Frau seine Aufwartung; er kam ausnahmsweise in einem Wagen ankutschirt und erzählte achselzuckend dem Herrn Kornel v. Peplinski, der ihn verwundert nach dem Grunde frug — denn sonst ritt Herr Förster immer, oder er wanderte zu Fuß — die Gnädige habe ihm befohlen, die Rechnungs- und Wirthschaftsbücher von Wluki mitzubringen. Die beiden Herren sprachen miteinander nur wenige Worte, kühl und gemessen hatten sie sich immer gegenübergestanden, persönlich hatten sie keinen Verkehr.

Bald darauf erschien der Bediente Bernhard Schwartz, der in Gamaschen und in grauem Rock mit rothem Aufschlag fast feierlich aussah, und theilte dem Herrn Oberverwalter mit, die gnädige Frau lasse nach elf Uhr um seinen Besuch bitten, es seien geschäftliche Dinge zu berathen, und sie werde ihn rufen lassen. Herr Kornel ließ wieder melden, ob er nicht zur Kirche fahren könne — der Kirchenbesuch war gewöhnlich ein Vorwand für ihn, eine Ausrede für einen Frühschoppen, der sich nicht selten bis zwei oder drei Uhr ausdehnte. Nein, lautete die Antwort, etwas nach elf Uhr möge Herr v. Peplinski vorsprechen.

Grollend und schimpfend fügte sich der Oberverwalter von Orchowo, er hatte Recht gehabt, es blies jetzt ein Wind in den oberen Regionen, der für ihn nichts Gutes bedeutete. Herr Kornel beschloß, wie er laut sagte, dieser Posse ein Ende zu machen, und nahm sich wahrscheinlich vor, noch unverschämter zu werden und die strenge Gebieterin nach berühmten Mustern zu „brüskiren“.

Auch Jan v. Peplinski wurde es nicht gestattet, den

Vorwand des Kirchenbesuchs für eine kleine Schlemmerei in Anwendung zu bringen, es war kein Wagen für ihn da; der Kutscher erklärte, nicht fahren zu dürfen, und Jan mußte zu Hause bleiben. Er humpelte zum Vetter Kornel hinüber, und Beide machten nun ihrem gepreßten Herzen durch allerhand Verwünschungen Luft, wobei sie Branntwein tranken, um sich Muth zu machen; denn trotzdem der scharfe Märzenwind über die Flur pfiff, und der graue Winterschnee noch in den Gräben lag, lagerte so etwas wie eine schwüle Atmosphäre über Orchowo.

Um zehn Uhr erschien der Gendarm des Bezirks. Das war weiter nicht auffällig, denn er kam öfters, sobald man in der Nähe ein Kirchenfest gefeiert und im Wirthshause eine Prügelei gehabt hatte, was gewöhnlich mit fast mathematischer Gewißheit aufeinander folgte; aber diesmal wußte Niemand, daß derartiges stattgefunden hatte.

So ein Gendarm spielt auf dem Lande eine wichtige Rolle. Uebelthäter gibt es immer, denn an Dieben ist gerade kein Mangel, und der uniformirte Landpolizist wird meistens mit einer gewissen Scheu betrachtet.

Der Gendarm, Herr Bartels, unterhielt sich lange mit dem neuen Verwalter von Wluki, Ewald Förster, der gerade vor der Thür stand; aber wenn Herr Kornel v. Peplinski das Gespräch, das er lauernd beobachtete, mitangehört hätte, würde er sehr enttäuscht worden sein, es war gar nichts Heimliches dabei. Der Gendarm hatte früher demselben Regiment angehört, in dem Herr Förster gedient hatte, und da interessirte es ihn, allerlei für ihn Neues zu vernehmen. Indessen stattete der Hüter der öffentlichen Ordnung und Sicherheit auch der gnädigen Frau einen Besuch ab und setzte sich sodann zum Frühstück, das man ihm auftrug, und dem die Landgendarmen aus Prinzip selten ausweichen, weil es sozusagen mit zu ihrem Berufe gehört.

Eine Viertelstunde später kam ein Wagen angerollt, dem zwei Herren entstiegen. Der Kleinere, der eine goldene Brille trug, gab seine Karte ab, auf der „Dr. jur. L. Steinert, Rechtsanwalt“ stand; er wurde sofort vorgelassen und vom Bedienten in eines der Empfangszimmer hineinkomplimentirt, während der Zweite, ein untersetzter starker Mann, der mehr die rothen Backen und den ganzen Habitus eines berufsmäßigen Landbebauers an sich trug, sich eines weniger ceremoniellen Empfanges erfreute, und bald in Gesellschaft des Herrn Ewald Förster auf dem Hofe umherschlenderte und die Ställe und deren Inhalt besichtigte.

Auf Luisens Rath war der frühere polnische Sachwalter entlassen worden. An seiner Rechtschaffenheit und Umsicht, hatte Luise angeführt, sei ja nicht zu zweifeln, allein er sei ein Pole und von Adel. „Er wird möglicherweise vorschlagen, Rücksichten zu nehmen, auf die wir uns nicht einlassen wollen; außerdem ist er alt und weiß vielleicht die Verhältnisse in Orchowo, die sich seit Herrn v. Peplinski's Tode doch recht sehr geändert haben, nicht mehr genügend zu beurtheilen.“ Durch einen alten Kollegen ihres verstorbenen Vaters war ihr der Doktor Steinert als ein passender Rechtsberather warm empfohlen worden, und die Tante bewilligte ihr Alles, was sie vorschlug.

Die beiden Damen begrüßten den Anwalt und luden ihn zum Frühstück ein, da man auf dem Lande unter irgend einem Vorwande stets gern zu essen pflegt; allein Herr Doktor Steinert lehnte dankend ab: „Sie werden verzeihen,“ sagte er, „da die Fahrt eine lange und bei den schlechten Wegen langsame war, habe ich diese Frage schon unterwegs beantwortet. Außerdem bin ich gewohnt, des Morgens während der Arbeits- und Geschäftsstunden zu fasten. Ich finde, es schärft nicht nur den Appetit, sondern auch die Sinne. Wir können sofort zum Werke

schreiten, wenn Fräulein Sohst, deren vortreffliche Klarlegung und Auseinandersetzung ich ja gründlich studirt habe, mir das nöthige Material vorzulegen die Güte haben will."

Das geschah in einer halbstündigen eifrigen Unterredung. An einem langen Tische, auf dem sich die Rechnungsbücher und Belege befanden, hatten die Drei Platz genommen. Frau v. Peplinska saß, wie billig, obenan, zu ihrer Rechten der Rechtsgelehrte und diesem gegenüber Luise Sohst. Weiter unten waren einige Stühle aufgestellt, auf denen Diejenigen Platz zu nehmen hatten, die vor das Tribunal gefordert wurden.

Zuerst holte der Bediente Herrn Jan v. Peplinski, der mit einem spöttischen Lächeln angehumpelt kam und durch seinen Vetter Kornel zum Trotz und zur Widersetzlichkeit angestachelt worden war. Wäre die Neugier nicht zu groß gewesen, so hätte er es überhaupt abgelehnt, zu kommen.

„Herr Jan v. Peplinski," sagte Doktor Steinert, „ich bin der Rechtsbeistand der Frau v. Peplinska. Sie haben, wie ich aus der Quittung ersehe, durch den damaligen Rechtsanwalt der gnädigen Frau auf Ihr dringendes Verlangen hin Ihr mütterliches Vermögen mit Zins und Zinseszins ausgezahlt erhalten. Das Testament des Herrn v. Peplinski, Ihres verstorbenen Vaters, das mir vorgelegen hat, erwähnt Ihrer nur insofern, als die Universalerbin, anwesende Frau v. Peplinska, gehalten sein soll, für Sie zu sorgen. Das hat Frau v. Peplinska bislang in jeder Weise versucht; allein da der Erfolg trotz aller Versuche immer ein ungünstiger gewesen ist, so hat Frau v. Peplinska beschlossen, fortan eine andere Art der Versorgung eintreten zu lassen. Es ist nicht gelungen, Sie an eine regelrechte oder überhaupt an irgend eine heilsame und nützliche Thätigkeit zu gewöhnen. Sie haben Ihr nicht

unbeträchtliches mütterliches Vermögen, allen Warnungen des früheren Rechtsanwaltes und der Frau v. Peplinska ungeachtet, vergeudet, haben häufige Hausdiebstähle — Geld, Spirituosen aller Art, Werthgegenstände — oft vor den Augen der Dienstboten verübt, haben seit Jahren schon einen unmoralischen Lebenswandel geführt, Zank und Unfrieden unter den Bediensteten dieses Hauses erregt und sind dadurch eine Quelle steten Verdrusses und wachsenden Aergernisses für Ihre Wohlthäterin, die Frau v. Peplinska, geworden. Die gnädige Frau ist gesonnen, dies nicht mehr zu dulden, sie verbietet Ihnen hiermit den weiteren Aufenthalt in Orchowo. Frau v. Peplinska will ihr Hausrecht ausüben, und sollten Sie nicht gutwillig das Haus und den Hof verlassen, so ist der anwesende Bezirksgendarm angewiesen, für Ihre gewaltsame Entfernung Sorge zu tragen."

Herr Jan schaute zuerst die gnädige Frau, dann den Rechtsanwalt an und sagte, indem er sich wie ein kalekutischer Hahn aufblähte, auf Polnisch, er protestire, er habe das Recht, hier zu wohnen.

Doktor Steinert beachtete indeß diesen Einwurf gar nicht und fuhr unerschütterlich fort: „Sollten Sie indeß gutwillig dieses Haus zu verlassen geneigt sein, so will Frau v. Peplinska Ihnen auch fernerhin die helfende Hand bieten. Ich habe im Auftrage der Frau v. Peplinska eine geeignete Wohnung in der Stadt für Sie ermittelt; dieselbe kann unverweilt von Ihnen bezogen werden. Ich bin angewiesen, Ihnen als Subsistenzmittel jede Woche fünfundzwanzig Mark auszuzahlen und die Wohnung wird Ihnen kostenfrei geliefert. Ihr persönliches Eigenthum, Ihre Kleider, Wäsche und so weiter, können Sie sofort mitnehmen, der Wagen ist besorgt und wartet vor Ihrer Thür. Was heute nicht weggeschafft werden kann, wird in den nächsten Tagen an Sie abgesandt werden. Falls Sie hiermit ein-

verstanden sind, haben Sie bis heute Nachmittag vier Uhr das Haus zu räumen und dies Papier zu unterschreiben, in dem Sie anerkennen, daß die Frau v. Peplinska Ihnen nichts mehr schuldet."

Er legte ein fertiges Schriftstück vor ihn hin und reichte ihm eine Feder.

Das war für Herrn Jan v. Peplinski's Fassungskraft zu viel; vielleicht war ihm auch der Branntwein zu Kopf gestiegen, den sein Vetter ihm gereicht hatte. Er wiederholte, fast wie mechanisch: „Ich protestire!" ergriff indeß die dargereichte Feder trotzdem und unterschrieb seinen Namen, indem er hinzufügte: „Unter Protest!"

„Gut!" sagte der Rechtsanwalt mit einem leisen Lächeln, das ihm die groteske Miene Jan's entlockte, und fügte auf Polnisch hinzu: „Wenn Sie eine Klage gegen Frau v. Peplinska anstrengen wollen, so sind Sie ja dazu berechtigt; allein ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die gnädige Frau dann die Auszahlung der Subsistenzmittel für Sie unterlassen wird. Sie können jetzt gehen."

Herr Jan v. Peplinski stolperte aus der Thür; sobald er draußen war, machte er einen Versuch, zu seinem Vetter Kornel zurückzugelangen. Allein dies hatte Luise vorher bedacht. Herr Förster stand auf einmal da, wehrte ihm das Betreten der Zimmer des Oberverwalters und sagte: „Herr v. Peplinski, die gnädige Frau wünscht, daß Sie auf Ihre Zimmer zurückkehren und Ihre Sachen packen. Die Kascha und die Apollonia werden Ihnen dabei helfen, aber bis vier Uhr muß Alles fertig sein, länger wartet der Wagen nicht."

Halb freiwillig, halb gezwungen zog sich Herr Jan in seine Gemächer zurück.

Unterdessen war auch Herr Kornel erschienen und hatte in nicht minder hochmüthiger Weise, selbstbewußt und trotzig wie sein Vetter Jan, an dem Tische Platz genommen.

Der Rechtsanwalt hatte eben schon begonnen, ihn anzureden, als Herr Kornel aufstand und sich ihm mit einer Verbeugung vorstellte: „Kornel v. Peplinski, Oberverwalter von Orchowo!“ Doktor Steinert ließ sich aber durch diese formelle Einführung gar nicht abhalten, lüpfte seine Brille ein wenig und sah Kornel starr an; dann sagte er: „Ich weiß! Ich weiß! Ich wiederhole also, wie ich eben auszuführen anfing, daß Sie lange Jahre in Brod und Dienst bei der Frau v. Peplinska gewesen sind. Ihre Stellung war eine auf Vertrauen gegründete; der selige Herr v. Peplinski hat Sie zwar in seinem Testamente nicht erwähnt, mündlich jedoch seiner Gemahlin aufgetragen, Ihre Dienste anzunehmen und zu verwenden, falls sie mit Ihnen auskommen könnte. Das ist nun diese langen Jahre hindurch geschehen; die gnädige Frau hat Ihnen ein bedeutendes Gehalt gezahlt, Ihnen völlig die Leitung überlassen und Sie als Mitglied der Familie behandelt. Und wie haben Sie sich revanchirt?“

Hier unterbrach ihn Herr Kornel auf Polnisch, indem er erklärte, er habe keine Lust, Gericht über sich abhalten zu lassen, und noch dazu von Jemand, den er gar nicht kenne.

„Sie werden mich schon kennen lernen,“ fuhr der Rechtsanwalt ganz ruhig fort. „Wenn Sie mich nicht anhören wollen, so steht Ihnen dies allerdings frei. Aber in diesem Falle werden Sie ohne jede Schonung verhaftet werden.“

„Verhaftet? Und weshalb?“ schnarrte Herr Kornel v. Peplinski.

„Weshalb? Nun — wegen Unterschlagung, Urkundenfälschung, Betrug, Diebstahl und Veruntreuung. Ich denke, das genügt. Auf das, was Sie begangen haben, steht Zuchthaus, mein Herr, Zuchthaus, und ich habe die Beweise hier vor mir liegen.“

Eine kleine Pause folgte, eine Stille, die fast unheim-

lich wirkte. Herr Kornel v. Peplinski kaute an seinen Nägeln, strich seinen Schnurrbart und suchte sein Taschentuch hervor.

„Also, Sie werden mich anhören," begann der Rechtsanwalt wieder. „Ich will Sie nicht lange im Zweifel lassen über das, wessen Sie beschuldigt werden, und nur einige der gröbsten Fälle hervorheben. Sie haben die Gebäude und das Vieh in Orchowo und den Vorwerken Przylub und Wluki Jahre hindurch nicht versichert, den hohen Betrag dafür aber treulich in Rechnung gestellt. Sie haben fortwährend von Zeit zu Zeit bald Kühe, bald Pferde angeschafft, die nicht vorhanden sind. Sie haben unter Anderem auch Arbeits- und Erntewagen bauen lassen — wollen, und den Betrag für neue Wagen gebucht, während doch der Schmied nur die alten nothdürftig zusammengeflickt hat. Eine Rechnung vom Kaufmann Lang lautet auf 373 Mark 75 Pfennig, in den Büchern steht sie jedoch mit 573 Mark 75 Pfennig verzeichnet; eine andere vom Kaufmann Salmon beträgt 185 Mark, in den Büchern jedoch 485 Mark. Das sind nur die gröberen Fälle, von den kleineren will ich gar nicht reden, obwohl sie ebenso leicht erweislich sind; es sind achtundvierzig Posten ähnlicher Art verzeichnet.

Ja, Herr Kornel v. Peplinski," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, „es ist kaum glaublich, wie Sie das haben wagen können. Mit Selbstgefühl, um nicht zu sagen mit Arroganz, sind Sie in dieses Gemach eingetreten, als geknickter und überführter Missethäter werden Sie es wieder verlassen. Es hilft kein Leugnen, die Thatsachen reden. Es wäre ein Kleines, Sie in das Zuchthaus bringen zu lassen, allein die gnädige Frau v. Peplinska will um des Namens willen, den Sie tragen, und der sie an einen Ehrenmann, ihren verstorbenen Gemahl und Ihren Onkel erinnert, die Sache begraben."

Herr Kornel wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn.

„Aber nur unter einer Bedingung. Sie verlassen augenblicklich Orchowo; der Wagen steht bereit, um Sie nach der Station zu bringen. Packen Sie schnell Ihre Sachen. Vorher aber unterzeichnen Sie noch dieses Papier, welches das Anerkenntniß Ihrer Schuld und das Versprechen enthält, Frau v. Peplinska nie wieder behelligen zu wollen, widrigenfalls wir sofort zur Anzeige und Klage schreiten. Die Güte der gnädigen Frau gestattet Ihnen noch ein Reisegeld. Hier ist es. Unterzeichnen Sie, nachdem Sie gelesen haben."

Herr Kornel v. Peplinski duckte sich wie eine Katze, die springen will; erst war er erbleicht, nun war sein Antlitz dunkelroth gefärbt vor Scham und Wuth. In gebückter Haltung unterzeichnete er das Dokument, das seine Ehre begrub. Dann richtete er sich auf, warf einen ingrimmigen Tigerblick, einen Blick, in dem sich die ganze Fülle seines Hasses konzentrirte, auf Luise Sohst, machte eine halbe Verbeugung gegen Frau v. Peplinska und ging mit unsicheren Schritten hinaus.

Draußen aber erhob er die Hand und stieß ein Fluchwort aus. Mit seinem Vetter Jan kam er nicht mehr zusammen; schon nach einer Stunde brachte ihn Herrn Förster's Wagen nach der Station. Jan wurde nicht mehr zur Tafel gezogen, er erhielt sein Essen, das ihm die alte Magd auf sein Zimmer brachte, und fuhr gegen vier Uhr nach der Stadt. Er fing an einzusehen, daß die goldenen Tage nun vorüber seien auf Nimmerwiedersehen.

Doktor Steinert nahm natürlich sein Mittagsbrod mit den Damen und in Gesellschaft des neuen Oberverwalters ein; er schied erst, nachdem er noch eine Menge nützlicher und nöthiger Angelegenheiten mitberathen hatte. Gegen Theophil v. Peplinski verfuhr man milder, da er lange

nicht so bloßgestellt und schwerbelastet war, wie sein Bruder; ihm wurde durch den Rechtsanwalt die Kündigung für den 1. Oktober übersandt.

Herr Bartels, der Landgendarm, war überflüssig ge-



worden, da Alles in Frieden geendet hatte; aber es wurde mit ihm verabredet, daß er sich fortan öfter sehen ließ. Herr Förster besprach mit ihm das Mittel, wie man ihn in dringenden Fällen schleunigst benachrichtigen könne.

Der untersetzte starke Herr, der mit dem Rechtsanwalt gekommen war, Herr Wallmann, war der neue Verwalter für Wluki; auch er wurde zur Wachsamkeit und zum Auf-

passen ermahnt. Man wußte, daß der Haß der Peplinskis wie ein glimmendes Feuer noch lange fortbestehen werde. Vielleicht entlud er sich in irgend einem Akte der Rachsucht, sei es bald, sei es später. Die Schlacht gegen die Peplinskis war gewonnen worden, aber die Kriegsbereitschaft auf Orchowo mußte noch eine Weile fortbestehen, denn das vor Wuth verzerrte Antlitz des Herrn Kornel hatte genug gesagt.

5.

Es war Frühling geworden. Durch den Garten rauschte der Quell, der von der Wolfshaide herabfloß und an der Mühlenruine vorbeiplätscherte, um sich in einen Seitenarm des Wartheflusses zu ergießen, und an seinem hier und da weit ausgebuchteten Rande blühten Sauerklee und gelbe Anemonen neben den blauen Vergißmeinnicht. Hinten im Gebüsch ertönte der Ruf des Kukuks und weiterab girrten die Holztauben. Die Natur hat jene Gegenden im fernsten deutschen Osten auch nicht stiefmütterlicher bedacht als manche anderen; auch dort entfaltet der Lenz seine Reize, auch dort klingt und singt es in allen Gründen, auch dort wogt die blaue Luft neu belebend über die Felder.

In Orchowo gab es um Frühlingsanfang eine Zeit harter Arbeit. Sobald die Sonne den morastigen Weg ein wenig ausgetrocknet hatte, begann man ihn auszubessern, damit Wagen und Pferde geschont würden; der Hof erhielt eine neue Umfriedigung, auf den Dächern saßen die Dachdecker, und in den Ställen wirthschafteten die Maurer. Ein neues Leben hatte begonnen, und die Trümmerhaufen verschwanden, deutsche Ordnung machte sich zur Einkehr bereit. Die zerbrochenen Scheiben wurden durch neue ersetzt, die Keller gesäubert und gelüftet, neue Wasserrinnen für das Vieh angelegt, die Pumpen ausgebessert und die Wände geweißt. Der eben angekommene deutsche Gärtner

pflanzte Bäume, frischer Rasen ergrünte vor dem Herrenhause, Rosenbeete wurden angelegt. Auch ein Theil der Wolfshaide, die seit undenklicher Zeit wüst und nackt oder mit spärlichem Gestrüpp bestanden dagelegen hatte, kam unter Kultur und war theilweise mit der norddeutschen Ananas, der Kartoffel, besetzt worden; ein anderer Theil hatte Pflaumenbäume erhalten, die gut wuchsen. Herr Förster, der vom Morgen bis zum Abend unermüdlich thätig war, beabsichtigte, jedes Jahr ein weiteres Stück der Haide in Angriff zu nehmen und das Oedland zu verringern oder ganz zu beseitigen. Er hatte den Untergrund untersucht und gefunden, daß das unnöthig verrufene, an zwölfhundert Morgen große Stück Land größtentheils anbauwürdig sei; selbst der sandigste Theil, meinte er, könne Lupinen tragen.

„Wie steht es in Przylub?" fragte ihn Luise eines Sonntags, als sie das Abendbrod zusammen einnahmen.

„Ganz leidlich," erwiederte Ewald Förster, „Herr Theophil hat die Ackerbestellung recht sauber vollendet; nur auf dem Hofe sieht es noch stark nach polnischer Art aus. Da wir aber doch nicht Alles auf einmal in Angriff nehmen können, müssen wir ihn bis zum Oktober schon gewähren lassen. Er weiß, daß ihm das Messer an der Kehle sitzt und wird sich jetzt vor groben Ausschreitungen wohl in Acht nehmen. Mit Herrn Wallmann gerieth er neulich in Streit; aber als ich hinzukam, war er wieder katzenfreundlich."

„Leid thut es mir, daß es so gekommen ist," sagte Frau v. Peplinska, „die polnischen Nachbarn werden sagen, die Deutsche habe die polnischen Kinder aus ihrem Erbe gedrängt. Aber was wäre daraus geworden, wenn Jan oder seinen Vettern die Güter übergeben worden wären? Sie wären Alle bald an den Bettelstab gerathen, und ich mit ihnen."

„Hast Du Nachrichten über Jan, Tante?" bemerkte Luise.

„Es ist immer dasselbe; Doktor Steinert schreibt, Jan verbringe seine Tage damit, daß er seinen spärlichen Schnurrbart möglichst kultivire und die Läden nach neuen Kravatten durchforsche. Am Montag ist er gewöhnlich sinnlos berauscht, auch am Dienstag noch, und die letzten Wochentage bläst er gewöhnlich Trübsal, weil dann das Geld auf die Neige geht. Er ist im ganzen Städtchen schon bekannt, und stutzert wie gewöhnlich; indeß ist er bereits mehrere Stufen hinabgestiegen. Doktor Steinert bot ihm an, er wolle ihn in seinem Bureau beschäftigen, denn er schreibt, wenn er will, eine ganze leidliche Hand; aber Jan hat dies als Edelmann entrüstet zurückgewiesen.“ — —

Die Germanisirung hatte wieder erhebliche Fortschritte gemacht. Herr Wallmann in Wluki hatte sich einen deutschen Schäfer besorgt, der zwei deutsche Gehilfen besaß, und eine deutsche Taglöhnerfamilie war ebendort an die Stelle einer polnischen getreten, die anderswohin verzogen war. Die polnischen Arbeiter hatten übrigens große Achtung vor Herrn Förster; sie sahen, daß er das Wirthschaften und Befehlen verstand, sie merkten auch, daß er persönlichen Muth habe und sich bemühte, gerecht gegen Alle, Polen und Deutsche, zu sein.

„Eine weitere Entlassung der polnischen Leute,“ sagte Herr Förster eines Tages zu Fräulein Sohst, „ist durchaus unangebracht, ich würde davon abrathen. Wenn die Leute ihre Schuldigkeit thun, so mögen sie hier bleiben, so lange sie wollen. Nur wenn die Diebereien kein Ende nehmen, und wenn sie kein Deutsch verstehen wollen, dann müssen sie fort. Aus Amerika sind viele polnische Arbeiter, die ausgewandert waren, in den letzten Jahren zurückgekehrt, sie werden dort schwer heimisch und gewöhnen sich im Allgemeinen nicht leicht an fremde Verhältnisse. Ihre große Genügsamkeit ist doch recht bemerkenswerth.“

„Glauben Sie nicht, daß die Peplinskis allerlei Zettelungen mit ihnen betreiben könnten?“ warf Luise hin.

„Nein, Fräulein Sohst,“ entgegnete Förster, „der polnische Arbeiter betrachtet den polnischen Adeligen trotz der gleichen Sprache und Religion doch als einen durch eine weite Kluft von ihm getrennten Menschen und folgt ihm nicht blindlings. Einzelne mögen sich verleiten oder bestechen lassen, aber der abgesetzte Herr Kornel v. Peplinski wird wenig Einfluß mehr auf sie ausüben, dazu war er zu roh und tyrannisch. Uebrigens soll er neulich in Przylub gewesen sein, heimlich und am Abend. Ich habe Herrn Theophil mitgetheilt, er möge sich auf brieflichen Verkehr mit seinem Bruder beschränken; wenn Frau v. Peplinska erführe, daß Herr Kornel sich noch auf ihren Gütern herumtreibe oder auch nur zum Besuche erscheine, könnten die Folgen für Beide sehr ernste sein.“ — — — —

Der Sommer war kurz, warm und feucht; bald klirrten die Sensen in den Roggenfeldern. Als Frau v. Peplinska eines Tages auf das Feld hinausspaziert war, tauchte zwischen den reihenweise aufgestellten Hocken auf einmal Herr Theophil vor ihr auf und begrüßte sie in seiner ergebensten Weise. Er sprach ganz verständig und ernsthaft mit der gnädigen Frau, ließ einfließen, daß es ihm doch sehr leid thue, daß dies Alles so gekommen sei, er trage selber wenig Schuld, Kornel habe ihn meist angestachelt und verführt.

Frau v. Peplinska's gutmüthiger Sinn wurde bei diesen versöhnlichen Worten rege. Da sie selber keine Kinder hatte, besaß sie einen kleinen Rest von mütterlicher Zärtlichkeit für die „wilden Rangen“, wie sie die polnischen Neffen ihres Gemahls früher wohl genannt hatte, und nur schwer hatte sie sich zu harten Maßregeln entschließen können; aber Kornel's großartige Unterschleife und Betrügereien hatten sie zuletzt gezwungen.

„Ich hätte wohl noch eine Bitte an die gnädige Frau Tante," schloß Theophil, der die günstige Stunde zu benutzen gedachte, da sich Luise nicht an der Seite der Frau v. Peplinska befand, und das Eisen schmieden wollte, so lange es warm sei.

„Sprich, Theophil," versetzte Frau v. Peplinska, „ich will sie Dir gern erfüllen, falls es irgend geht. Ihr habt mich leider zu einer Härte gegen euch gezwungen, die mir sonst fremd ist, und die Niemand schwerer empfindet, als ich selber."

„Ich möchte im September schon Przylub verlassen," sagte Theophil mit heuchlerisch niedergeschlagenen Augen, wie in Zerknirschung und Reue, „ich habe eine Stelle beim Grafen Radjewski in Aussicht."

„Nun, das kann ja geschehen. Wir werden uns also darauf einrichten."

„Und dann, gnädige Frau Tante, wollen Sie mich nicht zum Abschied das Erntefest, das Sie doch den Leuten geben, in Przylub feiern lassen? Ich möchte gern nicht mehr nach Orchowo kommen; es erinnert mich dort Alles an den alten lieben Onkel und an die alte schöne Zeit. Eine kleine bescheidene Erntefeier, an der Sie vielleicht auch auf ein Stündchen theilnehmen."

„Ich glaube nicht, daß Herr Förster etwas dagegen haben wird," entgegnete Frau v. Peplinska, „warum also nicht? Aber wann?"

„Vielleicht am 2. September, dem Sedantage."

„Das wird wohl gehen, Theophil."

Damit schieden sie. —

Am Abend theilte Frau v. Peplinska Luise und dem Oberverwalter diesen Wunsch Theophil's mit. Luise sah fragend auf Herrn Förster.

„Es ist mir auffällig," meinte dieser, „daß Herr v. Peplinski gerade den Sedantag gewählt hat; es ist

dies ein Tag, den die Polen ungern feiern, angeblich, weil sie immer noch französische Sympathien haben, richtiger, weil ihnen ihre geheimen Berather das Mitfeiern eines deutschen Nationalfestes verboten haben. Aber ich sehe sonst nichts Schlimmes dabei und. habe nichts dagegen."

Als die gnädige Frau später das Gemach verlassen hatte, sagte Luise: „Herr Förster, wollen wir nicht zum Sedantage und zum Erntefest in Przylub einige Gegenmaßregeln treffen? Der Grund, den Theophil angegeben hat, klingt mir nicht ganz wahrscheinlich."

Er sah ihr voll in's Auge, und sie erröthete unter seinem warmen Blick ein ganz klein wenig.

„Sie mögen doch immer das Richtige treffen, Fräulein Sohst," versetzte er. „Ich will Herrn Bartels, unseren getreuen Gendarmen, benachrichtigen, und mit Herrn Wallmann sprechen; auch ich bin immer noch darauf gespannt, daß die Peplinskis irgend eine Teufelei aushecken. Nun, die Gebäude sind jetzt alle versichert." ....

So kam der 2. September heran. Luise konnte an dem Fest nicht theilnehmen; sie hatte seit einigen Wochen Reitversuche unter Anleitung des Herrn Förster unternommen, war etwas unsanft vom Pferde geglitten und hatte sich den Fuß ein wenig verstaucht. „Herr Theophil v. Peplinski," sagte sie zur Tante, „wird mich nicht vermissen, und es ist besser, ich bleibe heute daheim, mein Fuß schmerzt mich ziemlich. Aber laß Dich durch mich nicht abhalten, liebe Tante."

„Nein," erwiederte diese, „ich denke nur auf ein kurzes Stündchen hinüberzufahren. Schwartz soll mir einen Korb mit Flaschen tragen. Wer bleibt denn bei Dir, Du kannst doch nicht ganz allein in Orchowo sitzen?"

„Anna, die Köchin," sagte Luise, „will bei mir bleiben, sie meint, sie sei aus den tanzlustigen Jahren heraus. Die anderen Mädchen können ja zum Abend etwas hinübergehen."

So geschah es denn auch. Kurz vor Anbruch der Dämmerung begab sich Frau v. Peplinska mit dem Bedienten Schwartz nach Przylub. Die Mädchen sollten erst später kommen; aber sie beeilten sich, wie dies meist zu geschehen pflegt, an dem Tage ganz außerordentlich mit ihren Arbeiten und verschwanden dann Eine nach der Anderen. In Orchowo war nur Luise, die auf ihrem Zimmer saß und ihren kranken Fuß auf dem Sopha ruhen ließ. Eine Drahtleitung war nach der ziemlich weit entfernt liegenden Küche hergestellt worden, so daß sie die Köchin jeden Augenblick zu einer etwaigen Dienstleistung herbeirufen konnte.

— — — — — — — — — — — —

In Przylub waren unter den großen grünen Bäumen, die vor dem Wirthschaftshause standen, drei Musikanten damit beschäftigt, ihren Instrumenten die lieblichsten Weisen zu entlocken. Je seltener solche Feste auf dem Lande sind, desto freudiger werden sie begangen. Herr Theophil v. Peplinski hatte die Honneurs gemacht und die gnädige Frau, sowie Herrn Förster und Herrn Wallmann ohne jedes Zeichen irgend einer Empfindlichkeit begrüßt. Er lief geschäftig hierhin und dorthin, half das einfache Bier und den aus Wasser und Spiritus hergestellten Branntwein, sowie für die Temperenzler den Rosinenwein einschenken, und hatte sogar einmal mit der Vorbinderin getanzt, wie das sein Recht und seine Pflicht war. Niemand hatte in dem Trubel darauf geachtet, daß er nach einer Weile in das Wirthschaftshaus ging und nicht wieder zum Vorschein kam.

Mit einem Male näherte sich der Bediente Bernhard Schwartz dem Oberverwalter.

„Herr Förster," sagte er, „in Orchowo steigt mit einem Male eine schwarze Rauchwolke auf; ich habe sie deutlich aufgehen gesehen, und sie wächst und breitet sich aus."

Ein jäher Schreck durchzuckte den Angeredeten. Mit ein paar kräftigen Sprüngen war er am Zaun und starrte nach Orchowo hinüber. Richtig! Der Schwartz hatte gute Augen gehabt.



„Halt!“ schrie er mit überlauter Stimme. „Aufhören! Gnädige Frau, in Orchowo brennt es allem Anschein nach. Das kranke Fräulein Sohst ist allein mit der Köchin da. Ich reite sofort hinüber, lassen Sie, bitte, anspannen und folgen Sie mir mit dem Bedienten. Wer weiß, was da angestiftet worden ist!“

In Orchowo brennt es! Alles rannte zusammen — ja, wo war denn Herr Theophil geblieben? In dem Wirrwarr, der ausbrach, achtete auch jetzt noch Niemand darauf, daß er fehlte.

Während Ewald Förster sein Pferd aus dem Stalle riß und ihm in fiebernder Hast den Zügel anlegte, sprach er noch einige Worte mit Herrn Wallmann, dem er in Przylub zu bleiben befahl, wenigstens bis auf Weiteres, um nach dem Rechten zu sehen. Mit einem Satz sprang er auf das ungesattelte Pferd; er war ein tüchtiger und gewandter Reiter und konnte es wohl wagen, da das Pferd ihn kannte. Er schlug nicht den Fahrweg ein, sondern einen näheren Fußweg. Dabei mußte zwar ein Graben genommen werden, aber er wußte, sein Pferd würde ihm nicht versagen. In diesem Augenblick dachte er nur an das junge Mädchen, dessen klare braune Augen sich so tief in sein Herz eingegraben hatten, und dessen kluge Umsicht er so schätzte. Vorwärts! Vorwärts! Und wenn das Thier liegen bleiben sollte!

Aber das starke Roß hielt aus. In wildem Galop fegte es über den Hof von Orchowo, daß das Feuer aus den Steinen sprang. Ewald Förster parirte jäh, sprang ab und eilte in vollem Rennen auf das gefährdete Wohnhaus zu. Kaum eine halbe Minute später traf auch der treue Gendarm, Herr Bartels, allerdings von einer ganz anderen Richtung her, ein. Er hatte unterwegs gleichfalls bemerkt, daß in Orchowo ungewöhnlich starker Rauch aufstieg und sein Pferd in einen schlanken Trab gesetzt. Je näher er kam, desto klarer wurde es ihm, daß es in Orchowo brannte. Auch er kam schließlich in vollem Galop an.

* * *

Wir müssen ein wenig zurückgreifen. Herr Kornel v. Peplinski hatte unangenehme Tage verlebt. Er machte die alte Erfahrung, daß einer gefallenen Größe von vielen Leuten

nur die Nordseite gezeigt wird. Selbst die guten Nachbarn und polnischen Herzbrüder, die ihn auf den Abendgesellschaften zärtlich auf die Wangen küßten, waren auffallend kühl — man munkelte denn doch allerhand über ihn, und nun diese plötzliche Entlassung! Er war immer viel zu herzlos und rücksichtslos gewesen, als daß er viele Freunde hätte besitzen können, die auch in den Tagen der Trübsal fest zu ihm hielten. Man hörte gelassen seine Verwünschungen über Frau v. Peplinska an; Einige stimmten ihm in lauer Weise bei, Andere schwiegen. Als Polen hatten sie zusammengehalten; aber für einen ehrlichen Gesellen und für einen fähigen Verwalter hielten ihn unter den besseren Elementen Wenige. Mit Verwaltern und Inspektoren waren Alle versehen; Niemand hatte Lust, den jähzornigen und rohen Menschen, der ganz gewiß nichts besaß, auf längere Zeit durchzufüttern. Nach langem Suchen fand er endlich Unterkunft bei einem Grafen, der auf seinen weitausgedehnten Besitzungen einen Agitationsmittelpunkt für das Polenthum errichtet hatte. Dort erhielt er aber nur Almosen, keine feste Stellung. Einige riethen ihm an, nach Rußland zu gehen und stellten ihm, um ihn los zu werden, ihre Protektion in Aussicht.

Ja, nach Rußland, wo ihn Keiner kannte! Aber je trübseliger es ihm ging, desto mehr wuchsen Haß und Rachsucht in ihm, machten ihn jeder vernünftigen Erwägung unzugänglich. Er beschloß, nach Rußland zu entweichen und dort sein Glück zu versuchen; aber vorher mußte er sein Müthchen kühlen, nicht sowohl an Frau v. Peplinska, die ihn eigentlich immer gut behandelt hatte, als an diesem deutschen Fräulein, das ihn in's Verderben gebracht und ihn aus seiner schönen Stellung in's Elend getrieben hatte. Er war nicht einmal, wie Herr Förster meinte, nein, er war zu wiederholten Malen in Przylub bei seinem Bruder gewesen und hatte ihn aufgehetzt.

Theophil war es gewohnt, seinem Bruder von jeher durch Dick und Dünn zu folgen; auch in allem Schlechten war er bei Weitem keine so entschiedene und verbissene Natur wie Kornel; er war schwächer und leitungsfähiger, heuchlerischer und weniger energisch. Kornel stellte ihm vor, was er nun noch wolle, was er zu beginnen gesonnen sei? Das Inspektorspielen auf dem Gute eines Stammesgenossen bei schmalem Gehalt bot keine sonderlichen Reize; viel eher war auch er geneigt, auf Abenteuer auszuziehen. Und die Rache? Er machte mit, wo es eine Schurkerei gab.

„Ja, wir wollen der Bagage noch einmal ordentlich einheizen!“ rief Kornel.

„Und dann fort über die Grenze!“ fügte Theophil hinzu. Der Letztere zeigte sich endlich nach langem Schwanken willfährig, auch auf das Racheprojekt einzugehen und alle Brücken hinter sich abzubrechen.

Der Plan nahm endlich eine bestimmte Gestalt an. Das Erntefest bot eine günstige Gelegenheit, da es zweifelsohne die Bewohner von Orchowo nach Przylub lockte; der schlauere Theophil hatte die Idee selber angegeben. In dem Wirrwarr, der durch den Brand entstand, wollte Kornel die Gelegenheit ablauern, um Luise irgendwie zu schädigen; aber da sie krank und so ziemlich allein zu Hause blieb, war die Ausführung noch sicherer geworden. Theophil schlich sich, nachdem er mit einer gewissen Ostentation seinen Pflichten als Wirth genügt hatte, in das Haus zurück. Sein Gepäck hatte Kornel allmälig, ein Stück nach dem anderen, mit fortgebracht. Nach Anbruch der Dämmerung schwang sich Theophil auf ein Pferd, das er, ohne daß es Aufsehen hätte erregen können, in einem Nebenstalle untergebracht hatte; er leitete es hinter die Scheune und kam auf einem Umwege ungesehen nach Orchowo, wo er im Erlenwäldchen abstieg, das Pferd anband und den auf ihn harrenden Bruder der Verabredung gemäß traf.

Der Zufall begünstigte die Brüder. Das Herrenhaus von Orchowo lag stumm, leer und einsam da, Luise hatte noch kein Licht angezündet, aber Theophil wußte, daß sie sich drinnen befand. Anna, die deutsche Köchin, befand sich in ihrem Stübchen, einem kleinen Schlafraum, der an die Küche stieß, sie packte Wäsche in ihrem Korbe zusammen und kramte in ihren Habseligkeiten.

Theophil war leise herangeschlichen, warf die Thüre in's Schloß und drehte den Schlüssel um; das Mädchen hatte sich erstaunt umgewandt, aber erst, da es zu spät war. Nun war sie gefangen; durch das enge kleine Fensterchen ihres Stübchens konnte sie nicht in's Freie gelangen. Sie vermuthete Diebe und begann vor Furcht und Entsetzen jämmerlich aufzuschreien; aber die mit allerlei Sachen behängten Wände des überaus engen Gemaches dämpften den Schall ihrer Stimme. Kornel riß unverweilt die Gluth vom Herde herunter, stellte die halbgefüllte Petroleumkanne auf die glühenden Kohlen, häufte mit raschen Griffen etwas Holz zusammen, riß auch die einfachen kurzen Fenstervorhänge herunter und warf sie auf den Haufen, der sofort in hellen Flammen stand. Gierig leckte das Feuer weiter, und dichter Qualm stieg auf.

Dann stürzten sie den ihnen wohlbekannten Gang hinab in Luise Sohst's Zimmer.

Luise hatte sich, Ruhe suchend, von dem etwas unbequemen Sopha fort eben auf ihr Lager begeben, wo sie den Fuß weicher betten konnte. Da — sie horchte auf — war es nicht, als ob ganz hinten ein Schrei erscholl — von der Küche her, wo sich Anna befand? Eine unbestimmte Furcht überkam das sonst so muthige Mädchen, sie drückte auf den Knopf und klingelte. Und wieder ertönte ein zwar sehr gedämpftes, doch noch vernehmbares Rufen, und ein paar Sekunden später verbreitete sich ein brenzlicher Geruch, wie von Rauch.

Eben wollte sie, mühselig, langsam und unter Schmerzen aufstehen, als sich Schritte näherten. So leise die Gebrüder v. Peplinski schlichen, Luise hörte doch, daß Jemand nahe. Wer konnte das sein?

Dann fiel die Thür ihres alkovenartigen Bettgemaches schmetternd in's Schloß, der Schlüssel wurde auch hier umgedreht. Während Theophil in der Thür des Schlafzimmers der Magd den Schlüssel hatte stecken lassen, zog ihn Kornel hier heraus und warf ihn hinter einen Schrank. Luise rüttelte an der Thür, die nicht nachgab — auch sie war eingesperrt. Sie klingelte, doch Niemand kam — immer deutlicher vernahm sie jetzt Anna's Schreien, und immer dicker quoll der Qualm durch die Ritzen und Fugen. Es brannte im Hause! Und sie war eingeschlossen, dem qualvollsten Tode überantwortet. Die Sinne verwirrten sich ihr — sie begann zu schreien wie die Magd, aber noch lauter, gellender, entsetzlicher.

Kornel und Theophil waren auf den Fußspitzen aus dem Zimmer geeilt, sie verließen das brennende Haus und bogen um die Ecke in den Garten hinein, dessen dichte Baumanlagen sie bald verbargen.

„Jetzt haben wir ihnen eingeheizt!“ rief Kornel mit brutalem Gelächter, „das deutsche Mädchen, das Gott verdammen möge, soll einmal versuchen, da herauszukommen, mag sie schmoren!“

Theophil entgegnete nichts. Das Ungeheuere der That fing an, ihm bewußt zu werden — darum fort! nur fort! Aus dem Garten stürmten sie über die Wolfshaide, Theophil unter der Last des gefüllten Mantelsackes keuchend, Kornel bahnbrechend voran. Im dichteren Gestrüpp blieben sie eine Weile stehen und verschnauften. Hart an die Haide stieß der Grenzgraben, den sie in weniger denn einer Viertelstunde erreicht haben konnten.

„Wir gehen den Graben hinunter,“ sagte Kornel, der

zuerst wieder zu Athem gekommen war, „der ist jetzt trocken, und dort kann uns keine Seele sehen oder vermuthen, hinunter bis zum Schlagbaum jenseits des Weges. Der alte Schmuggler, der Woytasch, der dicht dabei wohnt, hat mir versprochen, mich im Abenddunkel sicher in's nächste russische Dorf zu bringen. Eine gute halbe Meile von dort entfernt wohnt der Herr v. Jankowski, den ich kenne — nur rasch jetzt, Brüderchen! Hui, das brennt lustig in Orchowo!"

Ewald Förster hatte, bevor er das brennende Haus betrat, gesehen, wie der Gendarm Bartels vom Pferde sprang; das beruhigte ihn etwas, er wußte, daß zuverlässige Hilfe nahe war; er rief nur: „Bartels!" und lief dann, ohne anzuhalten, auf Luisens Zimmer zu. Der Gendarm wollte ihm eben folgen, da vernahm er das Jammergeschrei aus der Küche. Die Vorderthür war bereits gesperrt, da sie in hellen Flammen stand, aber glücklicherweise besaß die Küche einen zweiten Ausgang nach Süden, durch diesen eilte er hinein und sah die Köchin, die eben mit halbem Leibe in der Thür steckte.

Als die Petroleumkanne heftig explodirte, und der Qualm und das Geprassel zunahmen, gerieth Anna in Verzweiflung, sie war stämmig, und die Thür alt und morsch. Sie warf sich mit voller Wucht dagegen — ein Brett gab nach, noch ein Stoß und eine Oeffnung war da. Sie versuchte, ihren Leib hindurchzuzwängen, da trat Bartels ein und schloß auf. Sie war gerettet; aber Bartels hatte schon eine kleine Brandwunde davongetragen und sich den Bart versengt. Es war die höchste Zeit gewesen.

„Das Fräulein!" schrie Anna, „kommen Sie!"

Sie zeigte ihm den Weg, die Passage über den langen Gang war bereits ungangbar und brannte lichterloh, auch die früheren Gemächer des Herrn Jan und des Ober-

verwalters waren in Flammen eingehüllt, aber durch das Hauptthor war der Weg noch frei. So gelangte auch Herr Bartels in Luisens Zimmer.

Er fand dort Ewald Förster ziemlich rathlos stehen. „Der Schlüssel ist fort," rief ihm der Oberverwalter zu und zeigte auf das Alkovengemach, „und die Thür ist fest, ich habe es versucht, die zerbrechen wir nicht — auch aus den Angeln können wir sie nicht heben."

„Luise!" rief er dann mit kräftiger Stimme, „Fräulein Sohst!"

Ein schwaches Stöhnen antwortete ihm, das Förster in Raserei versetzte. Er versetzte der Thür ein paar mächtige Fußtritte, aber die rückte und rührte sich nicht, Mörtel und Staub fielen nieder, aber Menschenkraft konnte das kernige Eichenholz nicht zertrümmern. Die Thür stammte noch aus der guten alten Zeit, wogegen die in der Küche befindliche modern gewesen war, neu und schwächlich. Unterdessen kam das Feuer immer näher. Was war zu thun? Noch wenige Minuten, und Alles war zu spät.

In diesem entscheidenden Augenblick hatte die sonst etwas mürrische und stille Anna einen lichten Gedanken. „Die Axt!" rief sie und stürzte weg. Sie legte wirklich mit großer Geschwindigkeit den Weg zurück und brachte das Instrument, das auf dem Haublock neben der Küche im Freien gelegen hatte.

„Luise!" schrie jetzt Förster, „gehen Sie etwas von der Thür weg — ducken Sie sich in die Ecke — Achtung!" Die Späne flogen nur so unter seinen wuchtigen schnellen Schlägen. Noch ein paar Hiebe — das Schloß war frei gelegt, die Thür offen!*)

Luise war in tiefe Ohnmacht gesunken und lag mit geschlossenen Augen am Boden.

*) Siehe das Titelbild.

Der Ausgang aus dem Zimmer war unterdessen schon gefährlich, wenn nicht unmöglich geworden. „Das Fenster, Gendarm!“ rief Förster, „es ist alt und morsch, hinab und hinaus damit!“ Die beiden Männer stürmten an, es krachte, und Staub wirbelte auf, das Fenster mit dem Rahmen lag im Garten. Förster sprang zuerst hinab. „Reichen Sie mir das Mädchen her, Bartels!“... Noch einen Augenblick, und Alle standen tief aufathmend unter den den Bäumen. Ohne langes Säumen trugen sie die Ohnmächtige tiefer hinein in den Garten, auf ein Rasenstück, und legten sie dort nieder. Anna holte Wasser im Helm des Gendarmen und bespritzte das todtenblasse Gesicht. Nach einigen Minuten, die Förster wie eine Ewigkeit vorkamen, schlug sie die Augen wieder auf.

„Haben Sie Jemand gesehen, Köchin?“ frug der Gendarm.

„Die Peplinskis!“ versetzte diese. „Ich habe von meinem kleinen Hinterfenster aus ganz deutlich gesehen, wie sie durch den Garten rannten, Herr Theophil und Herr Kornel v. Peplinski — die haben das Feuer angelegt, die wollten uns ermorden und verbrennen!“

„Durch den Garten und über die Wolfshaide — der Grenzgraben ist nahe,“ sagte Herr Förster. „Gendarm, wenn wir zureiten —“

Herr Bartels überlegte einen Augenblick.

„Nein, Herr Förster,“ versetzte er dann, „es ist dunkel und ein schlimmes Dickicht, da kommen wir nur langsam fort. Und wenn sie da auf der Lauer liegen, können sie uns niederschießen wie lahme Hunde — und wer dieses Stück Arbeit vollbracht hat, dem kommt es auf einen Mord auch nicht an. Nein, Herr, lassen sie die nur, die kommen wieder zu uns, mit denen wird noch einmal abgerechnet werden!“

Jetzt hörte man das Rollen des Wagens; Frau v. Peplinska

war da, der Bediente und der Kutscher kamen, und bald darauf stürmte ein ganzer Menschenstrom heran. Im Dorf heulte und wimmerte die Sturmglocke, und höher wallte und wogte das Flammenmeer und schlug über dem alten Herrensitze von Orchowo mit blutiger, weithin leuchtender Lohe zusammen.

6.

Jahre sind vergangen.

Ein Orchowo gibt es nicht mehr. Zwar hob sich das zerstörte Wohnhaus bald wieder aus der Asche empor, aber das Gut hat den Namen abgelegt und nennt sich heute Luisenfelde; aus Przylub ist Gertrudenhof geworden und aus Wluki Neuheim.

Wenn man an einem Sommertage in diese etwas entlegene Gegend gelangt, gewahrt man bald auf der kleinen Anhöhe hinter dem Bach einen geschmackvollen villenartigen Bau, der große Spiegelscheiben und auf der Vorderseite eine geräumige Veranda zeigt. Mehr Luft und Licht! war die Devise der Bauherren. Eine Chaussee führt nach der Station, die alte Mühle ist abgebrochen, und der Ausdruck Wolfshaide ist beinahe schon vergessen. Wogende Kornfelder und ein immer prächtiger sich entwickelnder großer Obstgarten sind an die Stelle der Wüstenei getreten.

Auf der Veranda sitzt im Schaukelstuhl die alte Frau v. Peplinska mit schneeweißem Haar, aber immer noch frisch und rüstig; ihr im Schoße ruht ein rosiges, braunäugiges kleines Mädchen, das vergnügt die Arme zur guten Tante ausstreckt. Ein flachshaariger derber Junge steht dicht daneben und lacht über die drolligen Geberden und über die ersten Sprechversuche des Schwesterchens.

Die Eltern treten eben aus der Thür. Er hat den Arm auf ihre Schulter gelegt und sieht mit strahlendem Ge-

sicht auf seine Frau. „Luise," sagt er, „wenn wir die Tante nicht hätten! Die entwickelt sich immer mehr zur besten Kinder- und Wartefrau."

Die alte Frau nickt ihm gutmüthig lächelnd zu. Es ist Ewald Förster und Luise, seine Frau. — — —

Und die Herren v. Peplinski? Sie entkamen glücklich über die Grenze und trieben sich unstät auf den Gütern bei ihren polnischen Landsleuten herum; aber eines Tages verhaftete sie die russische Polizei, und auf der Grenzstation nahm die preußische sie in Empfang. Der Ausgang der Verhandlungen vor dem Gericht war kein zweifelhafter. Theophil erlag bald im Gefängniß der Lungenschwindsucht; der stärkere Kornel hielt es noch etwas länger aus, starb aber auch nach Jahresfrist. Die alte Frau v. Peplinska schüttelt sich heute noch vor Grauen und Verdruß, wenn sie an die Verhandlungen denkt, die ein Weilchen allgemeineres Aufsehen erregten. Luise erholte sich erst nach Monaten wieder; sie widerstand dann nicht mehr lange, als Ewald Förster um sie warb. Sie hatte ihn schon damals geliebt, als das alte Herrenhaus von Orchowo abbrannte, und er sie rettete.

Der Gendarm Bartels, der bei der letztgenannten Gelegenheit gezeigt hatte, daß er außer dem Frühstücken auch noch etwas Anderes verstand und sich als Mann von Thatkraft und Entschlossenheit zeigte, ist seitdem befördert worden; zu Weihnachten fehlt es auf seinem Tische nie an einer Festgabe aus Luisenfelde, und wenn er einmal zum Besuch kommt, herrscht große Freude. Der verständige und wackere Mann steht in allgemeiner Achtung.

Luise ist von ihrer Tante zur alleinigen Erbin eingesetzt worden. Ihre Schwester Mathilde lebt in der Stadt nicht mehr in so dürftigen und beschränkten Umständen, obschon sie immer noch fleißig Staub wischt. Ihre Stellung unter den Honoratioren ist eine geachtetere

geworden, seitdem sie nicht mehr „das arme Wurm" ist, das nur in zweiter Reihe Einladungen zu den Kaffeegesellschaften erhält. Mit Stolz erzählt sie der Frau Oberregierungsrath, der Frau Justizrath, der Frau Oberstlieutenant und sogar der Frau Präsident von ihrem reichen Schwager Förster und dem prächtigen Schlosse, in dem sie erst kürzlich eine Woche verweilte.

Jan v. Peplinski ist etwas solider geworden und vom Trinken zurückgekommen; man sagt, der Rechtsanwalt Doktor Steinert habe es ihm abgewöhnt, und derselbe übe einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. Aber er trägt noch immer große buntschillernde Kravatten und verwendet mehrere Stunden täglich auf die Pflege seines Schnurrbärtchens, dessen Haare wie seine Tage gezählt sind. Er ist recht kümmerlich geworden, und Jedermann wundert sich, daß er noch lebt; er ist die komische Figur des Städtchens.

Lieschens Andenken.

Humoreske von **Hellmuth Mielke.**

(Nachdruck verboten.)

Er war am Morgen, einem wunderschönen Sommermorgen, in der kleinen Universitätsstadt angekommen und wanderte nun, seine Reisetasche in der Hand, durch die engen, krummen Straßen.

Es ist immer ein rührendes Wiedersehen, wenn ein alter Musensohn nach sieben Jahren der Abwesenheit in die Stadt zurückkommt, die seine schönsten Jugendstreiche gesehen hat. Und es waren keine fröhlichen sieben Jahre für Wolfgang gewesen, seitdem er der Musenstadt fern geblieben war. Das Brod des Hauslehrerthums schmeckt nicht süß, und der Schulamtskandidat ist nicht auf Rosen gebettet. Aber einmal geht auch das vorüber, und so war denn schließlich der Tag gekommen, wo der Schulamtskandidat Wolfgang die außerordentliche Würde eines ordentlichen Lehrers errang. Da konnte er sich nicht länger halten, und sobald die ersten Ferien kamen, packte er seine Reisetasche und nahm ein langes Rundreisebillet. Er wollte seine geliebte „Alma Mater“ einmal wiedersehen und an Ort und Stelle Umschau halten, ob seine Burschenschaft noch immer den Durst in der gehörigen Stärke besaß und noch die gute Klinge schlug, wie in der schönen alten Zeit.

Die erste Entdeckung, die er in der Musenstadt machte, beruhigte ihn wenigstens darüber, daß in Bezug auf das Pflaster die neue Zeit der schönen alten nichts nachgab, denn dies Pflaster, das er unter seinen Füßen fühlte, war noch gerade so holperig und schlecht wie damals. Auch die räucherigen Straßenlaternen deuteten darauf hin, daß ihre dünnen, zitternden Flammen sich des Abends nach wie vor darnach sehnen mußten, von einer mitleidigen Studentenhand ausgedreht zu werden. Ebenso wenig ließen die spitzgiebeligen kleinen Häuser irgend welche moderne Neuerungssucht erkennen; sie standen noch alle dichtgedrängt und ein wenig nach vornüber geneigt da und schnitten dieselben gemüthlichen Gesichter wie die Menschen, die ihm auf der Straße entgegenkamen. Das stimmte ihn innerlich froh, er nickte den Menschen und Häusern freundlich zu, und der alte Burschengeist regte sich immer kräftiger in ihm, so daß alte lustige Studentenlieder ihm auf die Zunge kamen, und er von jedem einzelnen einen Vers summen mußte, natürlich nur still für sich, denn um am hellen lichten Tage laut zu singen, dazu war er doch schon allzu sehr Philister geworden.

Einmal sah er an einem Fenster einen dunklen Mädchenkopf erscheinen und neugierig auf ihn herabblicken. Da war er übermüthig genug, den Hut zu schwenken, worauf der Mädchenkopf schleunigst in das Innere des Zimmers zurückhuschte. Aber an der nächsten Ecke schaute der Wanderer noch einmal sich um. Wahrhaftig! Das schöne Kind blickte ihm nach. Und er fühlte wieder die Unwiderstehlichkeit des flotten Burschen in sich, dem alle Mädchenherzen ohne Widerstand zufliegen:

„Wenn wir durch die Straßen ziehen,
Recht wie Bursch in Saus und Braus,
Schauen Augen, blau' und graue,
Schwarz und braun aus jedem Haus.

Und ich laß die Blicke schweifen
Nach den Fenstern hin und her,
Fast als wollt' ich Eine suchen,
Die mir die Allerliebste wär'!"

„Die mir die Allerliebste wär'!" summte er vor sich hin und ertappte sich plötzlich dabei, wie ein schmales, rothwangiges Gesichtchen ihn innerlich anlächelte und neckend ihm zuwinkte.

Das gute Lieschen! Was mochte aus der geworden sein?

Stand da nicht das alte, liebe Haus plötzlich vor seinen sichtlichen Augen, das er eben nur in der Erinnerung gesehen hatte? Es war auch das alte geblieben mit seinem rothen Ziegeldach und seinen kleinen, so gemüthlichen Fenstern, die wie damals noch so hell und sauber blinkten und schneeweiße Gardinen zeigten. Da war auch die Gartenmauer, die Obstbäume ragten mit ihren Zweigen über sie hinaus und verdeckten mit ihrem Grün die Jasminlaube, wo er so oft mit dem Lieschen und ihren Freundinnen im Garten gescherzt hatte. Und dort oben lag seine alte „Bude", die Lieschens Mutter ihm vermiethet, und in der er drei Semester gehaust hatte, und von dem Fenster aus hatte er oft die Mädchen beobachtet, die Abends an dem nahen Brunnen sich beim Wasserholen trafen und miteinander klatschten.

Es waren noch idyllische Zustände und Zeiten gewesen, aber von dem Allen lag ihm jetzt nur das Lieschen im Sinn.

Das Lieschen war ein munteres, schlankes Ding mit einem gebräunten Gesicht, braunen Augen und zwei braunen, schweren Zöpfen, so dick wie Ankertaue, und um ganz braun zu sein, stolzirte sie noch meistens in einem braunen Kleide herum, weswegen sie von den Studenten das „Maikäferlein" genannt wurde. Sie war über diesen Spitznamen wüthend, aber was half es ihr? Spottend

sang Wolfgang ihr oft das Kinderlied von dem braunen Gesellen nach, worauf sie ihm grimmige Feindschaft gelobte und ihm allerlei Streiche zu spielen wußte, indem sie von seinen Sachen während seiner Abwesenheit gerade das verlegte, was ihm am nothwendigsten war.

Da wechselte er die Melodie und gab höhnend ein anderes Lied zum Besten:

„Das schwarzbraune Bier, das trink' ich so gern,
Und die schwarzbraunen Mädel, die küß' ich so gern —"

aber das war ihren Ohren noch unlieber als das Maikäferlied, und sie verbat sich das „unanständige" Lied in energischer Weise. Seine Antwort war ein schallendes Gelächter, worauf sie ihn wohl vierzehn Tage lang keines Wortes würdigte.

Das konnte er nicht ertragen, und es kam noch ein Anderes hinzu.

Wie es meistens geht, ging es auch hier. Ein Kommilitone Wolfgang's fand Gefallen an dem braunen Lieschen und widmete ihr eine Aufmerksamkeit, die sie mit so viel Entgegenkommen erwiederte, daß es Wolfgang zuletzt zu arg wurde. Er kapitulirte schleunigst und suchte die verlorene Gunst Lieschens wieder zu erringen, ja er wurde darüber sogar zum Dichter und schwitzte eine halbe Nacht an einer poetischen Epistel, die er ihr am Morgen verstohlen einhändigte, als er in's Kolleg ging. Sie nahm das Werk seiner Liebe und einer verlorenen Nachtruhe etwas verwundert an, aber sie las es doch nicht ohne Wohlgefallen und versicherte ihm nachher, es wäre sehr schön, besonders aber habe die klassische Stelle Eindruck auf sie gemacht:

„Drum bitt' ich Dich, Du liebes Lieschen,
Sei wieder gut ein ganz klein bischen."

Der Frieden war damit zwischen ihnen geschlossen. Der Freund Wolfgang's wurde trotzdem nicht in Gnaden

entlassen, vielmehr gefiel es der munteren Kleinen, jetzt die Huldigungen Beider entgegenzunehmen. Darüber wurde der arme Wolfgang ganz sentimental, und was sein Leid in dieser Zeit erhöhte, war der traurige Umstand, daß das Ende seiner Studienzeit herannahte, und man seiner in der Heimath wartete.

Und eines Tages hieß es wirklich:

„Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus,
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein."

Aber am Abend vorher geschah etwas Merkwürdiges. Nur der Mond, der alte Freund der seufzenden Verliebten und der bummelnden Studenten, sah es, und nur die Jasminlaube hörte es, denn es war im Garten, wo der Student dem braunen Lieschen einen Kuß gab, und das braune Lieschen den Kuß erwiederte, um darauf eiligst in das Haus zurückzufliehen.

Und noch ein zweites Mal nahm sie Abschied von ihm. Er stand schon im Wagen des Eisenbahnzuges an der geschlossenen Thür und tauschte mit seinen Kuleurbrüdern die letzten Abschiedsgrüße aus. Der Zug sollte sich im Augenblick in Bewegung setzen. Wer aber kam dort vom Eingang der Halle her angestürmt mit erhitzten Wangen, ein Päckchen in der Hand und ängstlich nach den Wagen spähend? Das Lieschen, das Maikäferlein.

Er rief sie an, und sie eilte herzu.

„Herr Wolfgang," stieß sie hervor, „die Wäschekragen — die Mutter hat sie vergessen."

Mit einem Griff hatte er das Packet an sich genommen und behielt es in der einen Hand, während er ihr die andere reichte und ihr Händchen drückte.

„Und da ist noch etwas!" fügte sie schelmisch lächelnd

hinzu, und er fühlte ein Zettelchen in seiner Hand. Da war der Zug auch schon im Fahren begriffen, die Freunde schwenkten die Hüte, das Lieschen winkte, fort ging es.

Er winkte lange zurück, dem Lieschen und den Freunden, zwischen den Fingern das Zettelchen haltend, und dabei passirte es ihm, daß er sie ungeschickter Weise ein wenig weiter öffnete. Ein Windzug benutzte diese Gelegenheit und entführte das Streifchen Papier — Lieschens letzter Liebesgruß wirbelte in der Luft herum und verschwand dann zwischen den wogenden Aehren eines Kornfeldes am Bahngeleise, ohne daß er die Botschaft des guten Kindes gelesen hatte.

Ach, und wie Lieschens erstem und letztem Liebesbrief ging es der Liebe des treulosen Studenten selbst. Auch sie schwand innerhalb der kommenden sieben Jahre dahin, entweder durch seine wissenschaftlichen Arbeiten oder durch die Sorge um das tägliche Brod oder in dem Aerger über seine nichtsnutzigen Zöglinge. Lieschen bekam nie wieder etwas von ihm zu hören oder zu sehen. Freilich auch er nicht von ihr. . . .

Sonderbar, daß ihn jetzt vor dem Hause, in welchem Lieschen mit ihrer Mutter vielleicht noch lebte, eine gewisse Unruhe überfiel, förmliche Gewissensbisse. Was konnte sie nicht auf dem Zettel niedergeschrieben haben? Daß sie ihm ewige Treue und Liebe gelobe, daß sie auf ihn warten wolle, bis sie alt und grau, anstatt hübsch und braun geworden wäre, aber daß er einmal doch kommen und sie heimführen müßte?

Wiederum andererseits fühlte er eine leise Sehnsucht, das Lieschen wiederzusehen, von den früheren Kohlen in seiner Brust war noch etwas vorhanden und fing wieder an zu glimmen, jetzt, da jene frohen Tage von Neuem in ihm lebendig wurden.

Endlich entschloß er sich, hier im Hause, vor dem er

stand, Nachfrage zu halten, und zog die Schelle an der Pforte. Aber eine alte Magd, die ihm öffnete, erklärte, daß man weder etwas von einem braunen Lieschen noch von deren Mutter wisse, worauf die Thür dröhnend vor seiner Nase wieder in's Schloß fiel.

Das stimmte ihn noch nachdenklicher und befestigte in ihm den Entschluß, nicht eher zu ruhen, als bis er das Maikäferlein von damals wieder aufgefunden habe. Und mit diesem schönen Vorsatz schlenderte er dem Marktplatz zu, wo im Wirthshaus „Zur goldenen Tonne“ seine Verbindung ihren Frühschoppen abzuhalten pflegte.

Hier saß ein Dutzend munterer Bursche mit Mütze und Band bereits am Kneiptisch und empfing den „alten Herren“ mit feierlichen Ehren. Es ist überflüssig, die Schoppen zu zählen, die getrunken, die Salamander zu erwähnen, die gerieben, die Geschichten wiederzugeben, die in dem fröhlichen Kreise erzählt wurden. Die Stimmung wuchs mit jeder Stunde, und endlich kam man auf den fidelen Gedanken, zu Ehren des „alten Herren“ einen feierlichen „Bummel“ zu Wagen in die angrenzenden „Bierdörfer“ zu unternehmen, damit der Gast sich davon überzeuge, daß seit seiner Burschenzeit weder die Güte des Stoffes noch der Burschendurst abgenommen habe.

Wolfgang hatte wohl bei den Kommilitonen nach seiner ehemaligen Wirthin, Frau Milanz und deren Tochter Lisbeth umgefragt, aber selbst der Senior der Verbindung vermochte ihm keine Auskunft zu ertheilen, und das wollte viel besagen, denn er hatte bald zehn Semester hinter sich und präparirte sich in der Kneipe auf das elfte. So gern nun auch Wolfgang vielleicht den Nachmittag zu Nachforschungen verwandt hätte, dem „Bummel“ konnte er sich nicht entziehen. Einige flinke „Füchse“ hatten schon die nöthigen Wagen herangeschafft, man nahm Platz und mit Heidi und Halloh ging es zu den Thoren der Musenstadt hinaus.

Es wurde ein heißer Nachmittag, und da der Durst groß war, so wurde oft eingekehrt. Wolfgang erinnerte sich kaum jemals so viele „Halbe" an einem Tage getrunken zu haben; die Kuleurbrüder kamen dem „alten Herren" wacker im Trinken vor, und der Komment erforderte es, daß er ebenso wacker nachkam. Das Ende von dem Allen war, daß, als am späten Abend die Wagen in die Stadt zurückkehrten, sie eine „Leiche" mit sich führten; das schon etwas eingetrocknete Philistergemüth des armen Wolfgang hatte die vielen „Halben" nicht bewältigen können; er lag im Innern eines Wagens und schnarchte, daß es die Stimme des Seniors übertönte.

Vor der „goldenen Tonne" wurde Halt gemacht; die treuen Kuleurbrüder umstanden trauernd den „alten Herren" und berathschlagten, was mit ihm anzufangen sei. Jeder erklärte sich mit Freuden bereit, da Jener doch ein Obdach haben mußte, ihn für die Nacht in seiner „Bude" zu beherbergen, und man stritt sich, wie einst Trojaner und Griechen um die Leiche Hektor's, um den armen Wolfgang, wobei, wie leider nicht verschwiegen werden kann, die furchtbarsten Witze auf seinen Schlummer herabregneten.

Ein junger „Fuchs" hatte schließlich einen besonderen Einfall und erlaubte sich, in einer feierlichen Rede vom Wagen herab denselben dem versammelten Kriegsvolk zu unterbreiten, das den Vorschlag mit lebhaftem Beifallsgrunzen begrüßte. Und da der Einfall so außerordentlich gelungen schien, so dekretirte der Senior, daß man zum Dank dafür den „alten Herren" auf die Bude des Füchsleins schaffe. Dort sollte er in das Bett gelegt und seinem Schicksal überlassen bleiben, während der Fuchs für diese Nacht bei seinem Leibburschen schlafen müßte.

In kürzester Zeit war der arme Wolfgang in sein Quartier geschafft und schnarchte alsbald in dem fremden Bett ohne Unterbrechung weiter, während sich die Burschen

entfernten und sich lachend ausmalten, was sowohl er wie die Wirthsleute des Fuchses für Gesichter zeigen würden, wenn sie am andern Morgen so ahnungslos Bekanntschaft miteinander machten.

— — — — — — — — — — — —

Die Sonne schien bereits grell durch die Fenster des kleinen Zimmers, als Wolfgang sich im Halbschlaf zu rühren begann. Ihm war, als habe irgend Jemand mit einem Hammer gegen die Wände gepocht, es konnte auch gegen seinen Kopf gewesen sein, denn der schmerzte und brummte wie eine Glocke. Und nach einer Zeit mußte das Klopfen sich nicht nur wiederholt haben, sondern eine laute, helle Stimme mahnte ihn auch, aufzustehen und in's Kolleg zu gehen.

In's Kolleg! Es war zu dumm. Er, der staatlich angestellte ordentliche Lehrer sollte noch in's Kolleg gehen wie zur Zeit, da er Student war! Er mußte über den dummen Gedanken gähnen und öffnete dabei die Augen.

Wetter noch 'mal! Am Ende war er doch nur Student, und die Sache mit der Lehrerschaft war ein Traum gewesen. Da hingen ja seine Pfeifen am Bücherregal, der Tabaksbeutel lag auf dem Tisch neben dem Bierhumpen, und über seinem Bett fanden sich die beiden gekreuzten Schläger und über ihnen die alten, groben Oeldruckbilder, über die er so oft seine Witze gemacht hatte — just wie damals. Seine Gedanken verwirrten sich, am Ende hatte er die sieben mageren Jahre erst vor sich, von denen er so lebhaft geträumt hatte.

„Es kann nicht sein,“ sagte er sich. „Die hast Du doch nicht geträumt? Es wäre zu schauderhaft. Aber was ist denn nur mit Dir?“

Und wieder vernahm er die mahnende Stimme: „Aufstehen, es ist acht Uhr. Höchste Zeit!“

„Wahrhaftig,“ lachte er, „ganz wie das Lieschen zu

wecken pflegte, wenn ich zu lange gekneipt hatte. Und gekneipt habe ich auch jetzt, — o — dieser Kopfschmerz — was war das gestern nur?"

Aber in seinem Halbschlummer konnte er nichts zu Ende denken, es ging ihm Alles durcheinander, und die Augen fielen ihm wieder zu.

Jetzt öffnete sich die Thür zur Hälfte, und eine junge, schlanke Frau steckte ihren mit einer Morgenhaube verzierten Kopf vorsichtig in's Zimmer.

„Herr Neumann," rief sie laut, und ihre Stimme weckte wie eine schmetternde Trompete den Schläfer, so daß er in die Höhe fuhr, „wollen Sie nun endlich in's Kolleg gehen?"

„Zum Donnerwetter!" fuhr es aus dem schlaftrunkenen Wolfgang heraus, während er sein Gesicht in voller Breite der Thür zuwandte, „was ist denn los?"

Ein Schrei des Entsetzens war die einzige Antwort, die er erhielt. Die junge Frau sprang zurück, als habe sie ein Gespenst gesehen und warf die Thür krachend hinter sich zu.

Wolfgang blieb ganz verduzt aufrecht im Bette sitzen.

„Bin ich denn behext?" murmelte er. „Oder war das wirklich das Lieschen, und bin ich noch der Studiosus der Philologie, der nun mit der Mappe in's Kolleg laufen muß? Wahrhaftig, das war sie, aber älter geworden. Wenigstens kommt es mir vor, als wäre sie damals jünger gewesen. Was ist das Alles?"

Die seltsame Erscheinung hatte ihn indessen wenigstens so weit ermuntert, daß er aus dem Bett turnte und sich an seine Morgentoilette machte. Nachdem er seinem schmerzenden Kopf die Wohlthat einiger bedeutender Waschungen und Begießungen zu Theil hatte werden lassen, fingen seine Gedanken langsam an sich zu klären, und damit traten die Ereignisse des vergangenen Tages, wenigstens bis

zu einem gewissen Abschnitt, wieder in sein Gedächtniß zurück.

Er ergriff ein Buch, das in seiner Nähe lag, und schlug es auf. „Benno Neumann stud. phil.“ las er auf der ersten Seite. Aha, Benno Neumann — das war der kleine, fidele Fuchs, über dessen Fisteltenor er so hatte lachen müssen. Er fing an zu begreifen. Der Benno Neumann hatte ihn mit auf seine Bude genommen, ihm das Bett abgetreten und sich wahrscheinlich mit dem Sopha begnügt, der gute kleine Kerl!

Aber wo blieb nur dieser gute kleine Kerl? Und warum machte das Wesen, das seine Wirthin sein mußte, ein solches Geschrei?

Kopfschüttelnd vervollständigte er seine Toilette. Er war gerade mit derselben fertig, als die Thür aufging, und ein kleiner, dicker Mann mit einer gestickten Sammtmütze und hinter ihm in scheuer Zurückhaltung die junge Frau in das Zimmer traten.

„Wer sind Sie,“ fuhr ihn der kleine Dicke an, „wie kommen Sie in dies Zimmer, was wollen Sie hier?“

„Das sind viele Fragen auf einmal! Wie ich in dies Zimmer komme, darüber müssen Sie meinen Freund Benno Neumann befragen,“ erwiederte Wolfgang. „Wo ist denn übrigens der Kleine?“

Der Dicke schnitt ein mürrisches Gesicht. „Also Sie sind ein Freund von Herrn Neumann?“

„Jawohl, ein Kuleurbruder von ihm, hier zu Besuch — ordentlicher Lehrer Wolfgang aus Nauheim. Und wer sind Sie?“

„Das ist wieder einer von den dummen Studentenstreichen,“ rief der kleine, dicke Mann wüthend, und ohne Wolfgang's Frage zu erwiedern, zog er sich mit einem kurzen „Morgen“ aus dem Zimmer zurück.

Wolfgang sah die junge Frau an, und die junge Frau

blickte ihn an; sie war näher gekommen und stand ihm gegenüber. Sie musterten sich Beide immer wieder und lächelten dann einander an.

„Lieschen!" rief er, ihr die Hand hinstreckend. „So sehen wir uns wieder?"

„Jawohl, Lieschen!" versetzte sie, mit einem leicht ironischen Knix. „Und Sie, nicht wahr, der Herr Wolfgang?"

„Wie Sie sich verändert haben in der langen Zeit!"

„Nur zum Guten, Herr Gymnasiallehrer, will ich meinen. Aber nun sagen Sie mir, wie kommen Sie in das Zimmer des Herrn Neumann?"

„O, da müssen Sie den selber fragen, Lieschen. Ich weiß es nicht. Ich wachte auf und war hier. Aber Sie vermiethen immer noch Zimmer, Ihre Frau Mutter lebt noch?"

„Jawohl, sie lebt noch, und wir vermiethen immer noch Zimmer."

Wie schelmisch sie dabei lachte, und wie gut ihr das Lachen stand, just so wie damals dem Maikäferlein! Sie war größer und stärker geworden, und vor Allem hübscher. Und wieder zog die schöne Studentenzeit traumhaft durch seinen Sinn. Dann aber verfinsterte sich sein Gesicht. Der kleine, dicke Mann fiel ihm ein.

„Der Herr von vorhin, Lieschen, war wohl Ihr Mann?"

„O nein," sagte sie laut lachend, „es war der Hauswirth, den ich in meiner Angst geholt hatte, als ich einen fremden Menschen in Herrn Neumann's Bett sah."

„Also nicht Ihr Mann? Sie sind noch unverheirathet?"

„Und wenn ich es wäre?"

„O, Lieschen," sagte er eifrig, „denken Sie noch an die schönen Tage, wo wir Beide uns zusammen neckten, wo ich Gedichte auf Sie machte? Und denken Sie noch an

den Zettel, den Sie mir heimlich am Bahnhof zugesteckt haben?"

„Ja, der Zettel," entgegnete sie. „Ich habe oft an ihn gedacht. Haben Sie ihn auch gelesen?"

Die Frage klang so sonderbar, und er fühlte sich wieder so sehr unter dem Bann jener Erinnerungen, daß ihm die Anwendung einer kleinen Unwahrheit unerläßlich schien.

„Gewiß!" rief er pathetisch. „Ich habe Ihren Abschiedsgruß als heiliges Andenken an Sie bewahrt und lange auf meinem Herzen getragen."

Und er sah sie mit einer Miene an, als wenn er wirklich jahrelang den sehnsuchtsvollen Toggenburger gespielt hätte.

Sie aber prustete ihm lachend in's Gesicht, daß er ganz verduzt da stand.

„Und warum haben Sie denn, mein Herr Wolfgang," sagte sie, mühsam ernst werdend, „die Mahnung meines Andenkens nicht beachtet? Wir haben immer auf Antwort gewartet. Aber es kam nichts."

„Ja, ich konnte nicht," versetzte Wolfgang ein wenig verwirrt. „Ich — ich war —"

„Wie, Sie konnten nicht die sechs Mark fünfzig Pfennig bezahlen?"

„Sechs Mark fünfzig Pfennig?" fragte er verblüfft. „Ich sollte Ihnen —"

„Ihre Schulden bezahlen, Herr Wolfgang! Nein, sind Sie ein edler Ritter! Ich laufe selbst nach dem Bahnhof, um Ihnen noch die vergessenen Kragen und die Rechnung zu bringen. Die Wäsche haben Sie bekommen, aber auf das Geld würde die Waschfrau heute noch warten, wenn meine Mutter es nicht berichtigt hätte. Und dann sagen Sie mir auch noch, Sie hätten die Wäscherechnung auf Ihrem Herzen getragen! O! O!"

Und das Lieschen hielt sich die Schürze vor's Gesicht und lachte aus Leibeskräften.

Wie vernichtet sank Wolfgang auf einen Stuhl.

„Die Wäscherechnung — zum Henker — wie konnte ich das vergessen!“

„Es wird am Ende nicht die einzige Rechnung sein, die Sie als Student vergessen haben zu bezahlen,“ erwiederte die junge Frau. „Doch hören Sie — da kommt auch mein Mann. Ich höre seinen Schritt auf der Treppe.“

„Wie, Sie sind also doch schon verheirathet, Lieschen?“

„Sogar Mutter von zwei reizenden Kinderchen. Mein Mann ist bei der Post. Er hat heute Nachtdienst gehabt. Er wird sich sehr freuen, Sie kennen zu lernen. Da schreit schon der Aelteste. Er hat den Vater gesehen. Wollen Sie nicht zu uns herüber kommen?“

Aber Wolfgang war rasch aufgesprungen und hatte seinen Hut ergriffen.

„Nein, nein, Lieschen,“ sagte er hastig. „Ich will nicht stören. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihren Mann und meinen kleinen Kuleurbruder schön. Es ist der dümmste Streich gewesen, den er jemals einem Freunde gespielt hat. Möge er nie vergessen, seine Rechnungen bei Ihnen zu bezahlen. Das Geld für die meinige schicke ich Ihnen durch die Post.“

Einige Minuten später wanderte Wolfgang von der „goldenen Tonne“ aus, wo er seine Reisetasche abgeholt hatte, durch die Straßen dem Bahnhof zu. Der Kopf war ihm noch nicht leicht geworden, und die frische Luft that ihm wohl. Aber mit ganz anderen Gedanken zog er von seiner geliebten „Alma Mater“ ab, als er am Tage vorher gekommen war, und anstatt der fröhlichen Studentenlieder summte er jetzt die alte Melodie vor sich hin:

„O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du geschwunden.“

Das Haus Koburg.

Zeitgeschichtliche Skizze von **Alexander Ritter.**

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Tod des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha und der Thronwechsel in den vereinigten Herzogthümern lenkt die Aufmerksamkeit in besonderem Grade auf das Haus Koburg, das zu den ältesten und einflußreichsten Dynastien Europa's gehört.

Wohl ist das Herzogthum Sachsen-Koburg und Gotha nur ein kleines Ländchen, aber die verwandtschaftliche Machtsphäre der Koburgischen Familie, die mit allen regierenden Häusern eng verschwägert ist, reicht sozusagen über die ganze Erde. Zur Erklärung dieses weitgehenden Einflusses, der aber erst aus neuerer Zeit datirt, dürfte es daher gerade jetzt wohl am Platze sein, die Geschichte des Hauses Koburg in kurzen Zügen darzulegen und seine gegenwärtig lebenden Angehörigen dem Leser vorzuführen.

Die Koburger stammen gleich den sämmtlichen in der Gegenwart regierenden sächsischen Häusern von dem zuerst in dem nordthüringischen Schwabengau nachweisbaren Dynastengeschlechte der Wettiner ab, als dessen Ahnherr der Graf Teti oder Dedi im Hosgau an der Saale (um 950) gilt.

Im Jahre 1485 theilte sich das Haus Wettin in zwei Linien, die jüngere Albertinische, begründet von Albrecht III.,

dem Beherzten (1443—1500), welche Meißen und 1547 auch die Kurwürde erhielt und jetzt im Königreich Sachsen



Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha,
† am 23. August 1893.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

regiert, und die ältere Ernestinische, deren Stammvater Kurfürst Ernst von Sachsen (1441—1486) war.

Diese Ernestinische Linie nun scheidet sich in zwei Aeste: den Weimarischen mit dem Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach (Stammvater: Wilhelm, Herzog von

Sachsen-Weimar, † 1662), und den Gothaischen Ast (Stammvater: Ernst I., der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha, 1601—1675), der wiederum drei Zweige enthält. Den



Aus dem „alten Koburg".

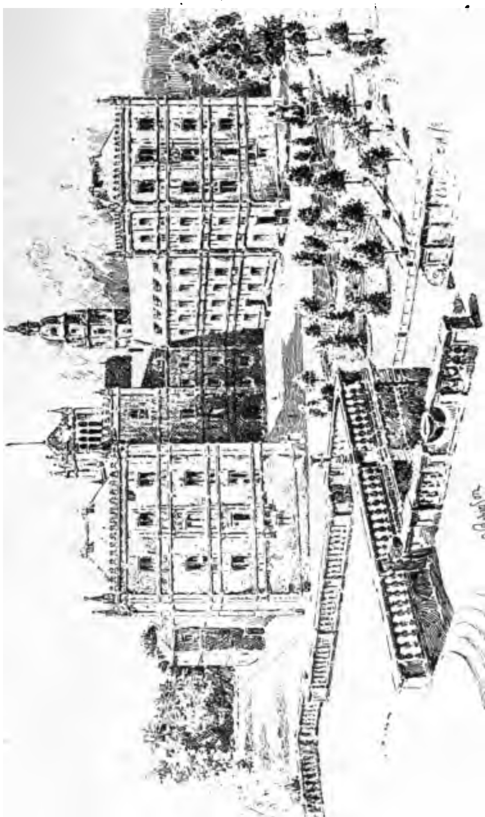
ersten Zweig bildet Sachsen-Meiningen und Hildburghausen (Stammvater: Bernhard, Herzog zu Sachsen-Meiningen, 1649—1706); den zweiten Sachsen-Altenburg, vormals Hildburghausen (Stammvater: Ernst, Herzog zu Sachsen-Hildburghausen, 1655—1715), und den dritten

Zweig: Sachsen-Koburg und Gotha, dessen Stammvater Herzog Johann Ernst von Sachsen-Koburg-Saalfeld war.

Herzog Johann Ernst, der siebente Sohn Ernst's des Frommen, hinterließ 1729 zwei Söhne, Christian Ernst und Franz Josias, die bis zu des Ersteren Tode im Jahre 1745 gemeinsam das Regiment führten, worauf dann Franz Josias (1745—1764) die Primogenitur einführte. Er und sein Sohn Ernst Friedrich (1764—1800) bewirkten durch die langwierigen und überaus kostspieligen Prozesse, die sie mit Gotha, Meiningen und Schwarzburg führten, den finanziellen Ruin ihres Landes, den der unter dem Herzoge Franz (1800—1806) berufene preußische Kammerdirektor v. Kretschmann durch seine gänzlich verfehlten Maßregeln noch verschlimmerte. Zu dieser Bedrängniß kam dann noch die Kriegsnoth von 1805 und 1806, und nun machte sich die allgemeine Erbitterung der bedrückten Landesbewohner in einem Aufstande Luft, den kursächsische Truppen niederschlagen mußten.

Es waren recht trübe Aussichten, unter denen Herzog Ernst I. am 8. Dezember 1806 den Thron bestieg, und doch sollte unter ihm das Haus Koburg in raschem Aufschwung zu einer ungewöhnlichen Bedeutung und einem seltenen Einflusse gelangen. Weil er bei Auerstädt im preußischen Heere mitgekämpft und nachher einige Trümmer desselben nach Königsberg geführt hatte, stellte Napoleon sein Land unter Sequester und gab es ihm erst im Tilsiter Frieden auf Fürsprache Kaiser Alexander's wieder zurück. Auf dem Wiener Kongreß erhielt der Herzog, der im Kriege gegen Frankreich 1814 und 1815 ein deutsches Armeekorps geführt hatte, das Fürstenthum Lichtenberg in den Rheinlanden, das er jedoch im Jahre 1834 für zwei Millionen Thaler an Preußen verkaufte. Er erwarb für diese Summe verschiedene große Domänen; nach dem Erlöschen des Gothaischen Stammhauses am 11. Februar 1825

fiel ihm durch den Theilungsvertrag von 1826 das erledigte Herzogthum Sachsen-Gotha zu, wogegen er das Fürsten-



Das Residenzschloß, die „Ehrenburg", in Koburg.

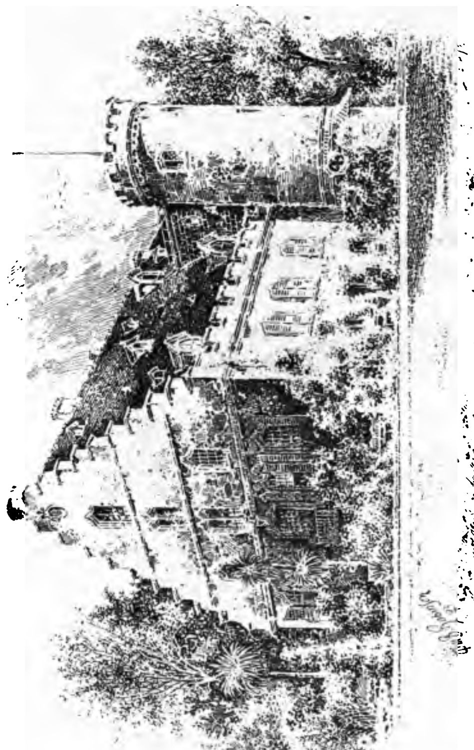
thum Saalfeld und Themar an Meiningen abtreten mußte. Gotha wurde nicht vollständig mit Koburg vereinigt, sondern behielt seine eigene Verfassung; das Herzogthum aber

führte fortan den Namen Sachsen-Koburg und Gotha. Doch nicht durch territoriale Vergrößerungen sollte das Haus Koburg zu seiner Höhe emporsteigen, sondern vielmehr durch Verheirathungen und Verschwägerungen, so daß man auf dasselbe ebenfalls das ursprünglich auf Oesterreich gedichtete Distichon anwenden kann:

„Bella gerant alii: tu, felix Austria, nube!
Nam quae Mars aliis, dat tibi regna Venus.“
(Kriegen laß And're; doch du, o glückliches Oesterreich, freie!
And'ren erweitert den Staat Mars, doch Venus ihn dir.)

Herzog Ernst I. selbst war in erster Ehe mit der Prinzessin Luise von Sachsen-Gotha-Altenburg vermählt; er ließ sich jedoch 1826 wieder von ihr scheiden und heirathete 1831 die Prinzessin Maria, Tochter des Herzogs Alexander von Württemberg. Seine Schwester Viktoria führte der Herzog von Kent heim; sie wurde die Mutter der jetzt regierenden Königin Viktoria von England, deren Hand Herzog Ernst's zweiter Sohn Albert 1840 gewann. Dessen jüngerer Bruder Leopold wurde 1831 zum Könige der Belgier erwählt, und Ernst's Neffe Ferdinand, der älteste Sohn des Prinzen Ferdinand Georg von Sachsen-Koburg-Kohary, ward 1836 der Gemahl der Königin von Portugal, Donna Maria da Gloria, zu deren Gunsten ihr Vater Pedro I., Kaiser von Brasilien, 1826 der portugiesischen Krone entsagt hatte. Auch mit den in Frankreich auf den Thron gelangten, ungeheuer reichen Orleans wurden intime Familienbeziehungen geschlossen: die Prinzessin Viktoria von Sachsen-Koburg und Gotha heirathete 1840 den Herzog von Nemours, Sohn Ludwig Philipp's; der erste Sohn aus dieser Ehe, der Graf Gaston von Eu, vermählte sich 1864 mit der brasilianischen Kronprinzessin Isabella, doch sind seine Aussichten, den dortigen Thron zu besteigen, anscheinend durch die Revolution von 1889 zu nichte geworden.

Ein anderer Bruder Herzog Ernst's I., Prinz August, vermählte sich ferner 1843 mit einer Tochter Ludwig Philipp's, der Prinzessin Klementine, und dieser Ehe ist



Schloß Rosenau, in dem Herzog Ernst II. geboren wurde.

Prinz Ferdinand entsprossen, der gegenwärtig den Thron von Bulgarien inne hat.

Herzog Ernst I., der am 29. Januar 1844 aus dem Leben schied, hatte diesem Glanze seines Hauses auch nach außen hin Ausdruck zu verleihen verstanden. Er ließ in der

Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Koburg, dem reizend gelegenen, alterthümlichen Koburg, das abwechselnd mit Gotha die herzogliche Residenz bildet, das aus dem 16. Jahrhundert stammende Schloß, die „Ehrenburg" genannt, geschmackvoll im romanisirend-gothischen Styl umgestalten und vergrößern. Ebenso ließ er die auf der Nordostseite der Stadt gelegene, alte, hochragende und geschichtlich denkwürdige Veste Koburg seit 1838 nach Heideloff's Plänen unter Leitung der Architekten Görgel und Rothbart restauriren, was sein Nachfolger fortsetzte.

In allen Theilen seines Landes errichtete Ernst I. die herrlichsten Baudenkmäler, oder sorgte dafür, daß die schon vorhandenen Schlösser in kunstverständiger Weise verjüngt wurden, so — außer den bereits genannten — namentlich auch das anderthalb Stunden von Koburg entfernte, idyllisch auf einer mit Rosengebüsch bepflanzten Anhöhe sich erhebende Schloß Rosenau, in dem Herzog Ernst II. und sein Bruder Albert das Licht der Welt erblickt haben.

Ohne Frage ist in Herzog Ernst II., dem „Koburger", wie er allgemein genannt wurde, einer der geistvollsten Fürsten der Neuzeit aus dem Leben geschieden und zugleich ein Staatsmann, dessen politische Thätigkeit für die Gestaltung der Geschicke Deutschlands von hervorragender Bedeutung gewesen ist. Er beschäftigte sich bis zum Jahre 1870 unablässig mit der hohen Politik, stand mit einer großen Anzahl der europäischen Souveräne in fortwährendem Briefverkehr und wußte sich einen Einfluß zu sichern, der seine wirkliche Machtstellung ganz bedeutend übertraf. Daß er diesen Einfluß allezeit zu Gunsten eines hohen, idealen Zieles, nämlich der Einigung Deutschlands, aufgeboten hat, darin beruht die geschichtliche Bedeutung und das ihm von allen Parteien zugestandene Verdienst des Herzogs, von dem in einem Nachrufe treffend gesagt wurde: „Er hat die deutsche Einheit nicht begründet, das deutsche

Nationalgefühl nicht aus den Falten seines Herzogsmantels hervorgeholt, aber man darf wohl behaupten: die deutschen Stämme hätten sich im Augenblicke der Entscheidung nicht so rasch zusammengefunden, das deutsche Kaiserthum wäre nicht so plötzlich und wie aus Einem Gusse in die Vollendung getreten, hätte nicht der ‚Koburger‘ in jahrelanger



Schloß Reinhardsbrunn, in dem Herzog Ernst II. gestorben ist.

stiller Arbeit, die ihm öfter Tadel als Beifall eintrug, diese glänzende Schlußscene des Drama's vorbereitet gehabt.

Oefter Tadel als Beifall! Doch es schlug die Stunde, die ihn für alle Selbstentsagung entschädigen sollte. Dies geschah an jenem Tage, wo König Wilhelm zum Kaiser ausgerufen wurde, wo sich im Spiegelsaale des Versailler Schlosses die Fürsten Deutschlands versammelt hatten, um endlich vor dem lange unterdrückten Einheitsgedanken das gesalbte Haupt zu beugen. Kurz vor der weltgeschichtlichen

Handlung näherte sich der König dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha und sprach zu ihm die anerkennenden Worte: ‚Ich vergesse nicht, daß ich die Haupt-



Herzog Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

sache des Tages Deinen Bestrebungen mit zu danken habe!'

Die Zeiten hatten sich erfüllt, das Ziel war nach hartem Ringen erreicht worden. Die Hauptsache des Tages, das war eben die vollbrachte deutsche Einheit, im goldenen Reife einer Kaiserkrone symbolisch dargestellt. Das Stück

war zu Ende, und der Held desselben, vom Beifallssturme umrauscht, war edel genug, des bescheideneren Mitarbeiters zu gedenken, ohne dessen Kunst der Erfolg vielleicht



Herzogin Maria von Koburg und Edinburg.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

nicht so rasch, nicht in solcher Fülle sich eingestellt hätte."

Geboren am 21. Juni 1818, war Herzog Ernst blos ein Jahr älter als sein Bruder Albert, der nachher so berühmt gewordene Gemahl der Königin Viktoria, mit dem gemeinsam er 1836 England, Frankreich und Belgien be-

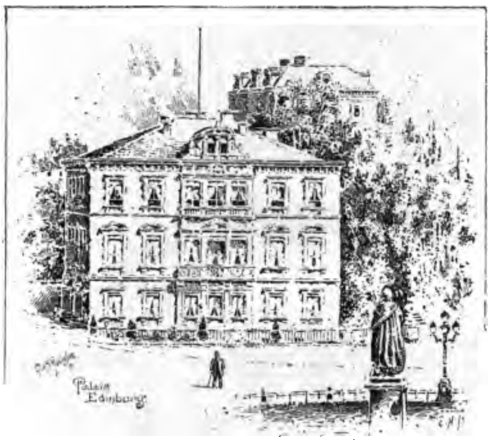
reiste und dann die Bonner Hochschule bezog. Nach Beendigung seiner Studien trat er als Rittmeister in die sächsische Armee, um später eine große Reise durch Südeuropa und an der afrikanischen Nordküste zu machen, nachdem er vorher aus Anlaß der Vermählung seines Bruders längere Zeit in England geweilt und dessen politische Zustände studirt hatte. Am 3. Mai 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Alexandrine von Baden, Schwester des jetzt regierenden Großherzogs, und am 29. Januar 1844 wurde er durch den Tod des Vaters auf den Thron berufen.

In Form eines Schreibens an seinen Oheim, den König von Belgien, stellte der junge Herzog sein Regierungsprogramm auf, in dem es u. A. hieß: „Wir haben es dahin gebracht, daß wir uns nie mehr als deutsche Bundesfürsten aus einem der ältesten deutschen Häuser, sondern meist nur als Anverwandte der hohen westlichen Monarchen gerirten, daß Koburg als der Sitz aller undeutschen, dem Bunde entgegenwirkenden Intriguen, als der Sitz des im Westen verbreiteten Ultraliberalismus angesehen wird ... Wir müssen wieder ehrlich deutsch werden und alle Streitfragen zu Grabe tragen."

In den Revolutionsjahren gelang es Herzog Ernst, seinem Lande die Ruhe und den Frieden zu sichern, indem er durch rechtzeitige Konzessionen im Voraus das aus freien Stücken gewährte, was man ihm nachher vielleicht gewaltsam abgerungen hätte. Er vereinigte die beiden Herzogthümer durch eine gemeinsame Verfassung, übernahm im März 1849 das Kommando einer thüringischen Reservebrigade im dänischen Kriege, und unter seinem Kommando ward am 5. April der Sieg bei Eckernförde über die dänischen Kriegsschiffe errungen.

Seine damit errungene Volksthümlichkeit vermehrte sich noch durch den Schutz, den der Herzog während der

Reaktionszeit dem Nationalverein gewährte, und seine Förderung der Schützen-, Sänger- und Turnerfeste, die er in den Dienst des Einheitsgedankens zu stellen suchte. In Koburg wurde 1860 unter begeisterter Theilnahme aus allen deutschen Gauen das erste deutsche Turnfest gefeiert, auf dem die Einigung der gesammten Turnerschaft zu Stande kam. Im nächsten Jahre fanden in Gotha ein thürin-



Das Palais Edinburg in Koburg.

gischer Turnertag und ein allgemeines deutsches Schützenfest statt, das vom Herzog eröffnet wurde und zur Gründung eines allgemeinen deutschen Schützenbundes führte, und bei dem großen Bundesfeste in Frankfurt a. M. 1862 schritt der „Schützenherzog", wie ihn seine Gegner spöttisch nannten, als Protektor in einfacher Joppe und unter vorgetragener schwarz-roth-goldener Fahne dem Schützenzuge voran.

Die Lösung des schleswig-holsteinischen Konflikts suchte der Herzog — bekanntlich erfolglos — durch Trennung

der Herzogthümer von Dänemark und Einsetzung des Prinzen Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein herbeizuführen; auch seine Reise zu



Erbprinz Alfred von Sachsen-Koburg und Gotha.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

Napoleon III., mit dem er befreundet war und den er für diesen Plan zu gewinnen suchte, war vergeblich. Vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 reiste der Herzog nach Berlin, um König Wilhelm zur Erhaltung des Friedens zu bewegen, stellte sich aber bei Ausbruch der

Feindseligkeiten auf die Seite Preußens, wenngleich ihn seine Sympathien auf die österreichische Seite zogen, und



Prinzessin Viktoria von Koburg.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

ebenso machte er den deutsch-französischen Krieg im Gefolge des Königs Wilhelm mit.

Bekanntlich war der Herzog zeitlebens ein großer Freund der Künste und Wissenschaften. Er komponirte eine Reihe von Opern, und außer zahlreichen Liedern und Instrumental-

stücken auch eine Hymne „Die deutsche Trikolore“, die rasch beliebt wurde. Er verfaßte ein großes Reisewerk und veröffentlichte drei Bände Denkwürdigkeiten, die einen dankenswerthen Beitrag zur deutschen Geschichte bilden und künftigen Historikern unentbehrlich sein werden.

Im 75. Jahre seines thatenreichen Lebens ist Herzog Ernst am 23. August 1893 gestorben, nachdem noch unmittelbar vorher auf seine Anregung in Gotha Musteraufführungen von Opern, darunter von zwei neuen, preisgekrönten Werken stattgefunden hatten, denen er persönlich beiwohnte. Am 1. August erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr zu erholen vermochte. Er starb in seinem Sommersitze Reinhardsbrunn.

Das Schloß liegt unweit von Friedrichsroda entzückend schön in einem Thale zwischen blinkenden Teichen, uralten Bäumen und einem Kranze dunkler Berge. Ursprünglich stand dort eine im Jahre 1089 von dem Landgrafen Ludwig dem Springer gegründete Benediktinerabtei, in welcher der Stifter 1123 als Mönch starb. Er bestimmte sie auch zur Gruft der Thüringer Landgrafen, wie noch jetzt zehn an der Ostseite der alten Kirche eingemauerte Grabsteine bezeugen. Im Bauernkriege von 1525 wurde das Kloster ausgebrannt. Nicht lange nachher erstand Reinhardsbrunn wieder als Jagdschloß und wurde theils im 17., theils in unserem Jahrhundert (1827 bis 1835 durch Heideloff und Eberhard) zu dem prächtigen Fürstensitze umgeschaffen, den es jetzt darstellt.

Die Ehe des verstorbenen Herzogs ist bekanntlich kinderlos geblieben. Nach den Bestimmungen des koburgischen Hausgesetzes vom 1. März 1855 ist die Regierungsfolge erblich im Mannesstamme nach dem Rechte der Erstgeburt und der Linealerbfolge. In Ermangelung jeglicher successionsfähigen Nachkommen des Herzogs Ernst II. ging daher die Thronfolge auf die Söhne des einzigen, am 14. Dezember 1861

verstorbenen Bruders des Herzogs, des Prinzen Albert, über. Von ihnen käme zunächst der Prinz von Wales in Betracht; da dieser jedoch als zukünftiger Erbe der Krone



Prinzessin Alexandra von Koburg.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

von Großbritannien und Irland ausschied, so besaß sein jüngerer Bruder, Prinz Alfred, Herzog von Edinburg, das nächste Anrecht, und dieser hat auch die Regierung angetreten. Es hieß früher, daß der Herzog zu Gunsten seines Sohnes, des Prinzen Alfred, seinen Erbansprüchen auf Sachsen-

Koburg und Gotha entsagen wolle, doch hat er das nicht gethan, jedenfalls hauptsächlich wegen der alsdann eintretenden Nothwendigkeit einer Regierungsverwesung für seinen nach



Prinzessin Beatrice von Koburg.
(Nach einer Photographie von Uhlenhuth in Koburg.)

Landesrecht noch nicht volljährigen Sohn und die aus der Verfassung der Herzogthümer sich ergebenden Schwierigkeiten für die Einsetzung der Regentschaft.

Der jetzige Herzog Alfred ist am 6. August 1844 im Schlosse zu Windsor als der zweite Sohn des Prinzen Albert

und der Königin Viktoria geboren und 1866 zum Herzog von Edinburg und Grafen von Ulster und Kent, sowie zum Mitgliede des englischen Oberhauses ernannt. Er widmete sich der



Prinz Philipp von Sachsen-Koburg und Gotha, Haupt der österreichischen Linie.
(Nach einer Photographie von Loewy in Wien.)

seemännischen Laufbahn und machte 1867 als Kommandant der „Galatea“ eine Reise um die Welt. Am 23. Januar 1874 vermählte er sich mit der am 17. Oktober 1853 geborenen Großfürstin Maria von Rußland, der Tochter

Kaiser Alexander's II. und Schwester des jetzigen Zaren. Aus dieser Ehe sind fünf Kinder entsprossen: ein Sohn, der jetzige Erbprinz Alfred, geboren am 15. Oktober 1874, und vier Töchter.

Erbprinz Alfred hat eine ganz deutsche Erziehung genossen und in Koburg, wo seine Eltern das dem Schlosse gegenüberliegende und seit 1881 erweiterte Palais Edinburg bewohnten, das Gymnasium besucht. Seit Ostern 1893 ist er als Lieutenant in einem Potsdamer Garderegiment in den aktiven Militärdienst eingetreten. Von seinen Schwestern ist die älteste, Prinzessin Maria, jetzt Kronprinzessin von Rumänien, während die drei jüngeren Prinzessinnen: Viktoria, Alexandra und Beatrice, noch unvermählt sind.

Zum Schluß müssen wir auch noch einen Blick auf die österreichische Linie des Hauses Koburg werfen, welche den Namen Koburg-Kohary führt und dadurch entstand, daß Antonie, Prinzessin von Kohary, die einzige Tochter des steinreichen Fürsten Franz Joseph von Kohary, mit dem dies Geschlecht in männlicher Linie erlosch, bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen Ferdinand Georg von Sachsen-Koburg und Gotha Namen und Güter auf den Gemahl übertrug.

Letzterer starb 1851 als österreichischer General der Kavallerie; seine Söhne waren: Prinz Ferdinand, König von Portugal, und Prinz August, Gemahl der Prinzessin Klementine von Orleans. Das gegenwärtige Haupt der Familie ist der älteste Sohn der Letzteren: Prinz Philipp, geboren zu Paris am 28. März 1844 und Gemahl der Prinzessin Luise von Belgien. Der zweite Sohn, Prinz August, ist der Gemahl der Prinzessin Leopoldina von Brasilien. Der dritte und jüngste Bruder aber ist Prinz Ferdinand, seit 1887 Fürst von Bulgarien und kürzlich mit der Prinzessin Marie Luise von Bourbon vermählt.

Er hat den dortigen Thron unter den allerschwierigsten

und ungünstigsten Verhältnissen bestiegen, und wenn ihm auch zweifelsohne sein Oheim, Herzog Ernst II., mit klugem Rathe und seine Mutter mit ihren reichen Geldmitteln helfend zur Seite gestanden haben, so hat er doch auch selbst bisher in hohem Grade Umsicht, Ausdauer und weise Ausnutzung der Verhältnisse an den Tag gelegt — echt koburgische Charakterzüge, die diesem Hause auch für die Zukunft einen weitgehenden Einfluß zu sichern scheinen.

Im Asyl für Obdachlose.

Bilder aus der Welt des Elends. Von **Eugen Schmitt.**

(Nachdruck verboten.)

Es ist ein bitterkalter Wintertag, der hart gefrorene Schnee knirscht unter den Füßen, die Luft ist rauh und neblig. Es dunkelt, die lange Winternacht bricht herein. Eine Dunstwolke lagert über der großen gewaltigen Stadt, in welcher Hunderttausende hasten und drängen, kämpfen und ringen um die Bedürfnisse des täglichen Lebens.

Weit außerhalb der Stadt steht eine Reihe großer Gebäude, welche die öffentliche Wohlthätigkeit errichtet hat. Mit zunehmender Dunkelheit strömen diesen Gebäuden Gestalten zu, zum größten Theil in Lumpen gehüllt, eiligen Ganges, um der Kälte zu entfliehen, und doch mit dem wankenden Schritt, welcher der Armuth und der Krankheit eigenthümlich ist. Es sind Unglückliche, die im „Asyl für Obdachlose" für die Nacht ein Unterkommen suchen. Unter ihnen befindet sich der Strolch, der an chronischer Arbeitsscheu leidet und vom Betteln lebt, aber auch manche Existenz, die in der großen Stadt vergebens kämpfte und rang und doch nicht einmal dazu kam, das Nothdürftigste zu erreichen, nicht einmal ein Obdach für die Nacht! Da winkt das Asyl als letzte Zuflucht für den Verzweifelten. Dort kann er ruhen sicher und warm!

Die Menschlichkeit hat jenes Asyl errichtet, und die Menschlichkeit verabreicht den Schutz- und Hilfesuchenden,

oft halb Verhungerten, auch warmes Essen, denn mit hungrigem Magen schläft es sich gar schlecht.

Vor der Pforte des Asyls hat sich eine gewaltige Schaar von Männern versammelt, welche in der Kälte trippelnd oder auf und ab rennend warten müssen, bis zu bestimmter Stunde sich die Thürflügel öffnen.

Betreten wir noch vor den Hilfesuchenden dieses Asyl.

Eine gewaltige Halle dient als Empfangs- und Aufnahmeraum. Von der Halle ab führen Thüren in Badezellen und in Räumlichkeiten, wo die Leute ihre Kleider reinigen können. Auch ein Ofen ist vorhanden, um in demselben durch heißen Dampf Ungeziefer in Kleidungsstücken zu vernichten. Im Erdgeschoß liegt eine gewaltige Küche, in der die Kochfrauen herumhantiren und die Abendsuppe, bestehend aus Milch mit Reis, fertigstellen. Gewaltige Haufen von Brodstücken, welche möglichst gleichmäßig geschnitten sind, stehen fertig zur Vertheilung. Breite steinerne Treppen führen zu den verschiedenen Stockwerken empor, in jedem derselben sind große Säle, in denen Bett an Bett steht, so daß nur breite Gänge zwischen den Betten den Verkehr ermöglichen. Jedes Bett hat einen Strohsack, ein Strohpolster für den Kopf und eine warme Decke. Die Centralheizung, die vom Keller ausgeht, verbreitet behagliche Wärme; mächtige Lampen, die an der Decke angebracht sind, erhellen das Zimmer und brennen zum Theil auch während der Nacht, um die Beaufsichtigung der Schläfer zu ermöglichen. Eine gewaltige Tafel, auf der Mittheilungen über Arbeitsgelegenheiten mit Kreide niedergeschrieben sind, hängt unten in der Vorhalle.

Die Pforte wird geöffnet, und herein in den durchwärmten Vorraum strömt die Schaar der Obdachlosen. Der Hausinspektor mit den Wärtern und Aufsehern hält strenge Musterung. Kein Betrunkener wird geduldet, kein Lärmmacher darf im Hause bleiben, sondern wird sofort

hinausbefördert. Still und ergeben stellen sich die Obdachsuchenden in drei Reihen auf. Es ist eine wirkliche Parade des Elends und der Verkommenheit, die sich hier in drei Gliedern präsentirt. Alt und Jung stehen nebeneinander, unverschuldetes Elend und Trunksucht, Arbeitsscheu und redliche Armuth stehen hier nebeneinander. Ist die Musterung vorüber, so können die Leute vortreten, welche ein warmes Bad nehmen oder die ihre Kleider besonders reinigen wollen. Wer gar zu schmutzig und zerlumpt aussieht, muß auf Anordnung des Inspektors und der Aufseher sich erst reinigen. Dann tritt jeder der Obdachlosen an einen Tisch, an welchem hinter einem Register ein Aufseher sitzt. Diesem nennt der Obdachlose sein Alter; nach seinem Namen fragt man nicht, aber zur Erhebung einer Statistik verlangt man die Angabe des Alters, und in manchen Fällen auch Auskunft, zum wievielten Male der Betreffende im Obdach Unterkunft sucht. Je nach dem Alter wird der Hilfesuchende auf einen der Säle vertheilt; man hat im Asyl das Prinzip, möglichst die Altersklassen zusammenzubringen. Außerdem genügt ein Blick des Inspektors oder des registerführenden Aufsehers, um zu sehen, wen er vor sich hat, und um unglückliche oder noch sehr jugendliche Obdachlose besonders einzuquartieren, damit sie nicht etwa mit den Strolchen und Verbrecherelementen in Berührung kommen.

Denn auch Verbrecher finden im Asyl Unterkommen, aber die Polizei, die in manchen Städten selbst die Hüterin des Asyls ist, nimmt nie darin Verhaftungen vor. Wer hier Hilfe gesucht hat, soll sie finden, er soll schlafen ohne Störung und ohne Sorgen, und mancher wie ein wildes Thier gehetzte Verbrecher hat Unterkunft im Asyl gesucht, nur um eine Nacht einmal ruhig schlafen zu können.

Jeder, dem die Nummer des Saales genannt worden ist, in den er sich zu begeben hat, geht an das Expeditions-

fenster der Küche und empfängt einen Napf warmer Suppe, dazu ein Stück Brod. Mancher von diesen Armen ist so ausgehungert, daß er schon beim Hinaufgehen nach dem Saale gierig aus dem Suppennapf das Essen schlürft.

Eine Stunde später sind sämmtliche Säle mit Obdachlosen besetzt. Es kommen noch Nachzügler, aber nur bis neun Uhr öffnet sich das Asyl für Hilfesuchende.

Unter der Führung des Inspektors machen wir jetzt einen Gang durch die Säle. Wir betreten zuerst den Saal der Alten, und Mitleid ergreift uns mit diesen verkrümmten greisen Gestalten, die auf den Betten herumhocken oder liegen. Dort schläft, erschöpft von Kälte und Hunger, ein Greis, dessen verwelktes Gesicht aussieht wie das eines Todten; hier hocken auf den Betten zwei der Alten und erzählen leise einander etwas; dort zählt ein Anderer die Pfennige, die er den Tag über zusammengebettelt; ein Anderer führt mit zitternder Hand eine Nadel, um seine Lumpen zusammenzuflicken; noch ein Anderer bessert sein erbärmliches Schuhzeug aus, so gut dies geht. Material zum Nähen und Schuhflicken liefert die Hausinspektion.

Der Saal der Alten macht auf uns den schrecklichsten Eindruck. Man kann als sicher annehmen, unter den sechzig bis achtzig alten Männern befinden sich Manche, die einst bessere Tage gesehen haben, die vielleicht über Millionen verfügten, vielleicht hohe Stellungen einnahmen. Durch eigenes Verschulden oder durch fürchterliche Schicksalsschläge sind sie soweit gekommen, daß sie jetzt im Greisenalter die letzte Zuflucht im Asyl für Obdachlose finden. Diese Jammergestalten mit den zitternden Händen und wackelnden Köpfen, sie predigen uns laut und eindringlich den Satz, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen ist, und daß Keiner weiß, wie einst das Ende seines Lebens aussehen wird.

Wir athmen auf, wenn wir wieder im Korridor sind

und nach dem Saal gehen, in dem gewissermaßen die Elite der Obdachlosen untergebracht wurde. Da sind reisende Handwerksburschen, die keine Arbeit gefunden haben und ihr letztes Geld nicht noch in einer Herberge verzehren wollen; da ist der stellungslose junge Kaufmann, gut gekleidet, aber ohne Geldmittel; man sieht es seinem Gesichte an, daß er Entbehrungen tage- und wochenlang ertragen hat; wahrscheinlich hat ihn nur die äußerste Noth veranlaßt, hierher zu kommen. Dazu kommen Arbeiter, die im Winter keine Beschäftigung gefunden haben, Menschen, die im Kampf um's Dasein augenblicklich nicht siegreich sind. Hoffentlich werden Viele von ihnen noch bessere Tage sehen, hoffentlich wird es den Meisten gelingen, sich wieder herauszuarbeiten, so daß sie fürderhin nicht mehr nöthig haben, die Hilfe des Asyls in Anspruch zu nehmen. Für Manchen von ihnen aber wird die Erinnerung an den Aufenthalt in dem Asyl eine Lehre für das ganze Leben sein.

In einem andern Saale geht es etwas laut her, bis der Hausinspektor Ruhe gebietet. Hier sind die jüngeren, moralisch unsauberen Elemente untergebracht, Vagabunden, Strolche, die im Sommer im Freien nächtigen und die nur die bittere Kälte in das Asyl treibt, verkommene Säufer und ähnliche Gesellschaft. Zwei Aufseher sind in diesem Saal stationirt, und mit scharfem Auge spähen sie nach Schnapsflaschen aus, die sie unweigerlich wegnehmen. Manchmal müssen sie in diesem Saal energisch zugreifen, wenn es zu Prügeleien oder Krakehl kommt. Die Krakehler werden an die Luft gesetzt, und wäre dies selbst in spätester Abendstunde.

Nach neun Uhr erstirbt für gewöhnlich das Leben und Treiben im Hause, nach neun Uhr muß Jedermann sich niederlegen, und Unterhaltungen dürfen nicht mehr stattfinden. Nur die Aufseher machen die Runden durch Gänge

und Säle und sehen nach dem Rechten. Ungestört bis Morgens gegen sechs Uhr dürfen die Armen und Elenden sich dem wohlthätigen Schlummer hingeben.

Früh um sechs Uhr wird geweckt, dann werden die Leute abtheilungsweise zum Waschen und Kleiderreinigen geführt, dann erhalten sie ihre Morgensuppe mit einem Stück Brod, und bis zehn Uhr haben Alle das gastliche Haus zu verlassen, in welchem gar gern Viele, die auch tagüber nicht wissen, wo sie sich aufhalten sollen, wieder bis zum Abend verbleiben würden. Sofort nach dem Weggang der Leute wird das ganze Haus gereinigt, desinfizirt und gelüftet, und die Vorbereitungen für den nächsten Abend werden getroffen.

Wir waren in dem Gebäude, in dem männliche Obdachlose Unterkunft finden. In einem anderen Gebäude dicht daneben befindet sich ein Frauenasyl. Hier schaltet eine Inspektorin mit Aufseherinnen, und wir finden das Asyl verhältnißmäßig schwach besetzt. Die Inspektorin klärt uns darüber auf, daß die Zahl der obdachlosen Frauen viel geringer ist, als die der obdachlosen Männer. Die Erklärung dafür liegt einerseits darin, daß die Frau immer noch eher Schutz und Unterschlupf findet, und dann, daß eine Frau sich lange dagegen wehrt, so herunterzukommen, daß sie schließlich kein Dach für die Nacht über dem Kopfe hat. Es geht gar still zu in dem Frauenasyl; in den Sälen hört man fast gar keine Gespräche. Unglück und das Gefühl der Scham lassen die Frauen, die doch sonst leicht zur Unterhaltung geneigt sind, hier verstummen.

Welch' eine Gesellschaft findet man hier! Verkommene Frauenzimmer nur in geringer Zahl, aber viele arme Arbeiterinnen, die trotz aller Bemühungen keine Beschäftigung fanden, dann aber eine große Zahl von bleich und verkümmert aussehenden Frauen, die im Asyl Aufnahme suchten, weil sie vor den Mißhandlungen ihrer Männer

flüchteten oder weil durch die Trunksucht der Männer die Familie an den Bettelstab gebracht ist. Die meisten der Frauen bessern ihre Kleider aus, und nicht nur wird ihnen das Material dazu von der Hausinspektion gestellt, sondern die Inspektion vertheilt auch alte Kleidungsstücke, die von Wohlthätern dem Asyl überwiesen worden sind.

Betreten wir das dritte Gebäude, so finden wir das Asyl für obdachlose Familien. Arbeitslosigkeit, Krankheit und andere Unfälle machen in der großen Stadt ganze Familien obdachlos, da der Hauswirth meist rücksichtslos Alle auf die Straße setzt, die ihre Miethe nicht bezahlen können. Im Asyl werden die Familien dann untergebracht und, wenn es sein muß, tage- oder wochenlang unterhalten. Man fordert vom Familienoberhaupt, daß er sich Arbeit suche, und die Inspektion unterstützt diese Bemühungen, soweit es irgend angeht. Die Familien sind hier in einzelnen Zimmern untergebracht, so daß die Familie immer zusammen bleibt und mit anderen Familien nicht in Berührung zu kommen braucht. Die Einrichtungen sind besser, als im Asyl für die männlichen Obdachlosen. Das Asyl gewährt nicht nur Unterkommen für die Nacht, sondern für die Familie so lange, bis sie wieder eine eigene Wohnung hat. Es liefert Essen, für Säuglinge Milch und, wenn es sein muß, auch Arzneien und Kleidungsstücke.

Welch' eine Wohlthat dieses Asyl für obdachlose Familien ist, kann sich Jeder denken, der weiß, wie schlimm die Noth einer Familie sein kann.

Deutschland kann stolz darauf sein, fast in jeder größeren Stadt derartige Asyle zu besitzen, welche die Kommunalbehörde, die Polizei oder wohlthätige Vereine errichteten. Auch in England, Amerika und Frankreich, ebenso in Schweden und Norwegen findet man diese Asyle. In England sind sie meist von der privaten Wohlthätigkeit errichtet. Die städtischen Behörden in London gewähren

im sogenannten „Arbeitshause“ allerdings jedem Obdachlosen Unterkunft, aber nur in den schlimmsten Nothfällen geht der Obdachlose in diese verhaßten Stätten, in denen die Asylisten gewöhnlich sehr unzart behandelt werden. In Frankreich werden die Asyle fast ausnahmslos von den städtischen Behörden und Verwaltungen eingerichtet, ebenso in Schweden und Norwegen. In Amerika ist mit jeder Polizeiwache ein Asyl für Obdachlose verbunden. Auf jeder Polizeiwache befinden sich einige Zimmer mit Betten, in denen Jedermann, der kein Obdach hat, ohne Weiteres und ohne mit Fragen belästigt zu werden, für die Nacht ein Unterkommen suchen kann.

Unter allen Wohlthätigkeitseinrichtungen aber, die in der Neuzeit entstanden sind und weite Verbreitung gefunden haben, ist wohl eine der nothwendigsten und nützlichsten das Asyl für Obdachlose, welches den Armen und Unglücklichen wenigstens für die Nacht Ruhe, Schlaf, Unterkommen und eine gewisse Sorglosigkeit schafft.

Die Eidechsen.

Naturwissenschaftliche Skizze von **Professor Dr. W. Heß.**

Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den sogenannten kaltblütigen Thieren sind es vorzugsweise die Eidechsen, mit denen sich der Mensch am leichtesten befreundet. Der schleichende Salamander, die häßliche Kröte erwecken bei Vielen Schrecken und Abscheu, die flinke Eidechse mit ihrer zierlichen Gestalt und den lebhaft glänzenden Aeuglein gewinnt auf den ersten Blick unsere Zuneigung.

Alle unsere heimischen Eidechsen sind harmlose, liebenswürdige Thiere, die durch ihre Anmuth und ihr munteres Treiben den Beschauer anziehen und durch ihre Lebensweise dem Menschen nicht geringen Nutzen gewähren. In einem passenden Terrarium gehalten, dienen sie zur Belebung unserer Wohnräume und bereiten ihrem Pfleger viel Vergnügen. Wenn man sie in einem geräumigen, luftigen Behälter mit Schlupfwinkeln, in welche sie sich zurückziehen können, hält, dafür sorgt, daß sie möglichst viel Sonnenlicht erhalten, und ihnen angemessene, reichliche Nahrung und frisches Trinkwasser gibt, so gewöhnen sie sich rasch an die Gefangenschaft und entbehren die Freiheit nicht mehr. Sie werden bald zutraulich, nehmen das Futter aus der Hand des Pflegers und pflanzen sich auch im Terrarium fort.

Wollen wir Eidechsen für das Terrarium fangen, so wählen wir einen warmen, sonnigen Frühlingstag, denn die Eidechsen sind Kinder des Lichts und der Wärme. Das sehen wir an dem Behagen, mit welchem sie sich im Sonnenschein strecken und so fest an den erwärmten Boden andrücken, daß ihr Körper ganz platt erscheint; aus der Lustigkeit, mit welcher sie sich an warmen Tagen umhertummeln, und andererseits aus dem trägen Hinbrüten an kalten, unfreundlichen Tagen. An sonnigen Abhängen, wo unter Buschwerk, Hecken, Steingeröll oder in alten Mauern sich geeignete Schlupfwinkel bieten, finden wir die häufigste der deutschen Eidechsen, die Zauneidechse (Lacerta stirpium). Die Färbung des Männchens ist auf der Oberseite graugrün mit braunschwarzen Rückenstreifen und schwarzer Fleckenzeichnung an den Seiten; am Bauche grünlich mit schwarzen Punkten. Das Weibchen hat an den Seiten schwarze Augenflecke und ist am Bauche weißlich.



Zauneidechse.

Gegen Ende März verläßt die Zauneidechse ihr Winterlager und sucht von der Sonne beschienene Stellen auf, um sich zu wärmen und den Insekten nachzustellen. Anfangs ist sie langsam und träge. Erst bei zunehmender Wärme beginnt ihr flinkes Sommerleben. Dann liegt sie im warmen Sonnenschein vor ihrem Schlupfwinkel auf der Lauer, kein Insekt, keine Spinne, kein Wurm, welcher sich

in ihrer Nähe bewegt, entgeht dem wachsamen Auge. Oder sie streift behende in Feld und Flur umher, mit geschickter Wendung oder raschem Sprunge die Beute erhaschend. Stets ist sie auf ihrer Hut und schlüpft bei nahender Gefahr mit äußerster Behendigkeit in ihr Versteck. Darum gilt es, sich leise heranzuschleichen und rasch zuzufassen. Aber wir müssen uns hüten, den Schwanz des Thieres zu ergreifen, denn gar zu leicht bricht er ab; die schwanzlose Eidechse eilt davon, und wir werfen das sich noch lange Zeit hin und her ringelnde Glied erschreckt zur Erde. Doch die Eidechse ist damit noch nicht verurtheilt, Zeit ihres Lebens schwanzlos zu bleiben; der Schwanz wächst vielmehr wieder, wenn auch vielfach nicht in der früheren Länge. Vor einiger Zeit erhielt ich eine Eidechse, bei welcher statt des abgebrochenen Schwanzes sich sogar zwei neue Schwänzchen entwickelt hatten.

Ende Juni gräbt das Weibchen eine flache Höhlung in den Boden und legt in dieselbe zur Nachtzeit 5 bis 12 lederschalige, weißliche Eier, welche etwa die Größe von Sperlingseiern haben. Nach sechs Wochen kommen die lichtgrau gefärbten Jungen aus und sind nach kurzer Zeit ebenso flink und behende wie die Eltern. Die platte Natter, welche mit der Zauneidechse gleiche Orte bewohnt, sowie die Kreuzotter sind die gefährlichsten Feinde der Jungen.

Ende September suchen unsere Eidechsen ihr Winterquartier auf, entweder einzeln unter schützender Moosdecke oder paarweise in hohlen Baumstümpfen.

Aber nicht alle Eidechsen sind so harmlos wie unsere einheimischen. So leben in Afrika die Warneidechsen oder W a r a n e, die einen weit größeren, kräftigeren Bau zeigen. Am weitesten verbreitet ist der gemeine Waran (Monitor niloticus). Derselbe erreicht eine Länge von 2 Meter. Die Färbung ist schmutzig gelbgrün mit schwarzen Flecken,

gelben Tupfen und grünlichgelben, in Reihen stehenden Punktflecken; der seitlich zusammengedrückte Schwanz ist



Gemeiner Waran.

am Anfange schwarz, am Ende gelb geringelt. — Der Waran lebt an den Ufern der Flüsse und stehenden

kurze Beine. Die Färbung ist auf der Oberseite hellgrau mit veilchenfarbenen Querbändern, auf der Unterseite rein milchweiß. Die Länge beträgt 15 Centimeter.

Der Skink bewohnt Afrika und namentlich den nordwestlichen Theil desselben. Dort lebt er im tiefen Wüstensande. Er ist der Maulwurf unter den Eidechsen. Mit dem Maulwurfe hat er die außerordentlich kleinen Augen, die Grabfüße, die zum Wühlen geeignete Schnauze und die unterirdische Lebensweise gemein.

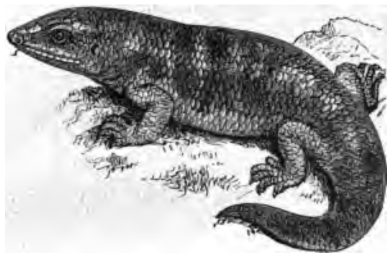
Wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Boden erwärmen, dann erscheinen die spitzen Köpfe der Skinke auf dem Sande. Ist Alles sicher, so kommen die Thiere hervor, laufen rasch und behend auf der Oberfläche umher, sich von Zeit zu Zeit wieder eingrabend und wieder hervorkommend; das Eingraben geschieht mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Naht eine Gefahr, so verläßt sich der Skink nicht auf die Schnelligkeit seines Laufes, sondern gräbt sich mit solcher Geschwindigkeit ein, daß er vor den Augen des Beobachters versinkt, ehe es diesem möglich ist, zuzufassen. Gelingt es einmal, ihn zu fangen, so setzt er sich zur Wehr und beißt empfindlich.

Die Nahrung des Skinks besteht aus verschiedenen Gliederthieren, namentlich Heuschrecken und deren Larven, sowie verschiedenen Käfern; auch soll er den Skorpionen nachstellen. In der Gefangenschaft wird er bald zahm.

Bei den Arabern gilt das Fleisch des gebratenen Thieres als Leckerbissen. Im Mittelalter wurden dem Skinke ganz besondere Heilkräfte zugeschrieben und mit dem gedörrten und zu Pulver gestoßenen Thiere ein ausgebreiteter Handel getrieben. In Afrika geschieht dies auch heute noch.

Durch besonderen Artenreichthum und höchst eigenthümliche Formen zeichnen sich die Mitglieder der Dickzüngler unter den Eidechsen aus, die ihren Namen daher haben, daß die Zunge kurz, dick, fleischig, an der Spitze abgerun-

lockeres Gestein den Boden bedeckt. Dort finden wir sie an schönen Tagen vor ihrem Schlupfwinkel liegen und sich behaglich sonnen. Nur an sehr heißen Tagen kommt sie nicht zum Vorschein. Des Nachts geht sie auf Beute aus, welche vorzugsweise aus Regenwürmern, Nacktschnecken, glatten Raupen und langsam sich bewegenden Insektenlarven besteht. Schnellere Thiere kann sie nicht erbeuten, denn sie ist im Gegensatz zu der flinken Zauneidechse bedächtig und langsam. Auch bei ihr bricht der Schwanz leicht ab, wächst aber ebenfalls wieder.



Skink.

Im August oder Anfang September bringt das Weibchen 10 bis 20 lebendige, ungemein zierliche Junge zur Welt. Mitte oder Ende Oktober beziehen die Blindschleichen meist gesellig ihre Winterquartiere, in denen sie in tiefer Erstarrung bis zum Frühlinge liegen. Den Namen Blindschleiche führt das Thierchen mit Unrecht, denn es hat sehr hübsche kleine Augen mit goldgelber Iris, mit denen es recht gut sehen kann. Leider wird das niedliche Thierchen seiner schlangenähnlichen Gestalt wegen noch gar oft für giftig gehalten und getödtet, während es doch vollkommen harmlos ist und seiner engen Mundöffnung wegen den Menschen gar nicht beißen kann, vielmehr durch Vertilgung schädlicher Insekten großen Nutzen bringt.

Obgleich mit der Blindschleiche zu derselben Abtheilung gehörend, weicht der Skink (Scincus officinalis) sowohl in der äußeren Gestalt wie in der Lebensweise wesentlich von ihr ab. Der Körper ist gedrungen und besitzt vier

kurze Beine. Die Färbung ist auf der Oberseite hellgrau mit veilchenfarbenen Querbändern, auf der Unterseite rein milchweiß. Die Länge beträgt 15 Centimeter.

Der Skink bewohnt Afrika und namentlich den nordwestlichen Theil desselben. Dort lebt er im tiefen Wüstensande. Er ist der Maulwurf unter den Eidechsen. Mit dem Maulwurfe hat er die außerordentlich kleinen Augen, die Grabfüße, die zum Wühlen geeignete Schnauze und die unterirdische Lebensweise gemein.

Wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den Boden erwärmen, dann erscheinen die spitzen Köpfe der Skinke auf dem Sande. Ist Alles sicher, so kommen die Thiere hervor, laufen rasch und behend auf der Oberfläche umher, sich von Zeit zu Zeit wieder eingrabend und wieder hervorkommend; das Eingraben geschieht mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Naht eine Gefahr, so verläßt sich der Skink nicht auf die Schnelligkeit seines Laufes, sondern gräbt sich mit solcher Geschwindigkeit ein, daß er vor den Augen des Beobachters versinkt, ehe es diesem möglich ist, zuzufassen. Gelingt es einmal, ihn zu fangen, so setzt er sich zur Wehr und beißt empfindlich.

Die Nahrung des Skinks besteht aus verschiedenen Gliederthieren, namentlich Heuschrecken und deren Larven, sowie verschiedenen Käfern; auch soll er den Skorpionen nachstellen. In der Gefangenschaft wird er bald zahm.

Bei den Arabern gilt das Fleisch des gebratenen Thieres als Leckerbissen. Im Mittelalter wurden dem Skinke ganz besondere Heilkräfte zugeschrieben und mit dem gedörrten und zu Pulver gestoßenen Thiere ein ausgebreiteter Handel getrieben. In Afrika geschieht dies auch heute noch.

Durch besonderen Artenreichthum und höchst eigenthümliche Formen zeichnen sich die Mitglieder der Dickzüngler unter den Eidechsen aus, die ihren Namen daher haben, daß die Zunge kurz, dick, fleischig, an der Spitze abgerun-

det ist und nicht vorgestreckt werden kann. Zu den Dickzünglern gehört der **fliegende Drache** (Draco volans), dessen Gestalt allerdings nicht gerade schön zu nennen ist. Die Höcker über den Augen, die lang herabfallenden Hautfalten zu beiden Seiten der Kehle und in der Mitte der Brust, die Hautwucherung zu beiden Seiten des Körpers, welche einen Fallschirm bildet, würden etwas Abschreckendes haben, wenn nicht die außerordentlich prächtige Fär-



Fliegender Drache.

bung diese Eigenthümlichkeiten vergessen machte. Der Kopf ist metallisch braun oder grün schillernd mit einem schwarzen Fleck zwischen den Augen und strahlenförmigen schwarzen Linien über denselben. Der Rücken und der anliegende Theil des Fallschirmes zeigt ein Gemisch von schillerndem Dunkelbraun und Rosaroth mit schwarzen Binden und Flecken, während der äußere Theil des Fallschirmes rothgelb und rosaroth mit schwarzen Querflecken und silberigem Rande ist. Der Schwanz und die Gliedmaßen zeigen rothe und braune Querbänder. Die Brust ist grellgelb mit schwarzen Punktflecken; die Hautfalte an der Kehle einfach grellgelb; die seitlichen Hautfalten gelb oder röthlichweiß mit schwarzen Flecken. Die Größe des Thieres beträgt 20 Centimeter.

Der fliegende Drache bewohnt die Sundainseln. Als echtes Baumthier kommt er nur ausnahmsweise auf die Erde. Unbeweglich sitzt er in der höchsten Krone eines

Baumes auf einem Aste und wartet, bis ein Insekt vorüberfliegt. Dann breitet er den Fallschirm aus, springt von diesem getragen in die Luft und ergreift mit unfehlbarer Sicherheit die Beute. Aeltere Beobachter behaupten, daß der fliegende Drache sich mit Hilfe seines Fallschirms 6 bis 10 Meter fortschwingen kann.

Eine nicht weniger abenteuerliche Gestalt zeigt der Moloch (Moloch horridus). Der in der Mitte verbreiterte und flach gedrückte Leib läßt das Thier krötenartig erscheinen. Auf Kopf, Hals und Leib stehen unregelmäßige Schilder, welche Stacheln von verschiedener Länge tragen. Die längsten stehen wie ein Paar Hörner zu beiden Seiten des Kopfes über den Augen. Die Oberseite ist kastanienbraun mit einem gelben Rücken- und je einem sich gabelnden Seitenstreifen; der Bauch ist hellockergelb mit schwarzer Fleckenzeichnung. Die Länge des Thieres beträgt 16 bis 18 Centimeter.


Moloch.

Der Moloch findet sich in sandigen Gegenden Australiens. Ueber seine Lebensweise liegen bis jetzt nur Beobachtungen von Wilson vor. Nach denselben sieht man die Thiere nicht selten zu zwei oder drei zusammen auf der Spitze eines Sandhügels in der Nähe des Meeres sitzen und sich sonnen. Oft vergraben sie sich auch unter dem Sande, immer aber dringen sie nur bis zu einer geringen Tiefe ein. Ihr ganzes Wesen stempelt sie zu Tagthieren, welche vielleicht nie, oder doch nur in seltenen Fällen

des Nachts sich bewegen. Für gewöhnlich sind sie langsam und träge. Wenn jedoch eine Gefahr naht, so flüchten sie mit überraschender Schnelligkeit ihrer Höhle zu. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Ameisen, jedoch sollen sie auch Pflanzenstoffe verzehren. Trotz ihres gefahrdrohenden Aussehens sind die Thiere völlig harmlos, vermögen auch wegen ihres kleinen Maules den Menschen nicht zu beißen.

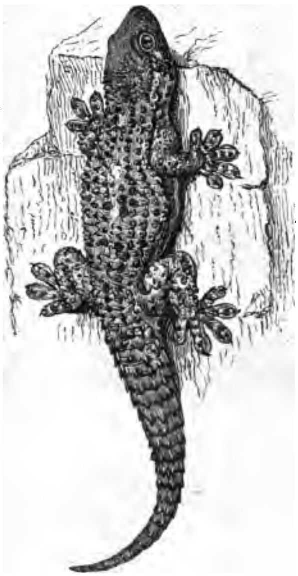
Von ebenso erschreckendem Aeußeren, aber weniger harmlos, ist der Leguan (Iguana tuberculata). Der gestreckte, seitlich zusammengedrückte Leib trägt auf dem Rücken einen Kamm. Von dem großen, vierseitigen Kopfe hängt ein langer, vorn gezähnelter Kehlsack herab. Die Färbung ist sehr



Leguan.

veränderlich, die Grundfarbe ein schönes Blattgrün, welches stellenweise hellere oder dunklere Nuancen zeigt und in Blau, Braun und Grau übergeht. Der Schwanz zeigt breite Querbinden. Die Länge des Thieres be-

trägt 1,6 Meter. Der Leguan findet sich in Westindien und Brasilien. Am Tage lebt er auf Bäumen. Langsam kriecht er die Aeste entlang nach den von der Sonne beschienenen Stellen, oder er klettert mit außerordentlicher Geschicklichkeit und springt mit erstaunlicher Sicherheit von Zweig zu Zweig. Des Abends kommt er zuweilen von seinem Baume herab, um auf dem Boden seine Nahrung zu suchen und zu trinken. Naht eine Gefahr, so flüchtet er entweder den Baum hinauf oder stürzt sich in's Wasser und schwimmt, den Schwanz als Ruder gebrauchend, an's andere Ufer, oder taucht tief unter.



Mauergecko.

Wird der Leguan durch einen stärkeren Feind, namentlich durch einen Menschen in die Enge getrieben, so setzt er sich energisch zur Wehr. Er bläht sich gewaltig auf, erweitert den Halskamm, öffnet den Rachen und erspäht, fauchend und mit dem Schwanze schlagend, die Gelegenheit, dem Feinde mit den kräftigen Kiefern einen Biß beizubringen.

Die Nahrung des Leguans besteht vorzugsweise aus Pflanzenkost, jedoch frißt er auch kleine Eidechsen, Insekten und Würmer.

Im Frühling legt das Weibchen seine weichschaligen, weißen oder gelben Eier, welche die Größe von Tauben-

eiern haben, in den Sand, deckt sie sorgfältig mit Sand zu und bekümmert sich nicht weiter um sie. Die Eier sowie auch das Fleisch des Leguans sind außerordentlich wohlschmeckend.

Nicht mit Unrecht hat man die Mitglieder einer anderen Familie der Dickzüngler, die Geckonen, mit den Katzen verglichen. Ihre nächtliche Lebensweise, ihre schleichende Art zu jagen, ihre Gewohnheit, sich zu lecken und zu säubern, die Aeußerung ihres Zornes, welche sich dadurch kund gibt, daß sie sich auf allen vier Beinen in die Höhe heben und den Rücken krümmen, sowie ihr ganzes Leben erinnert lebhaft an die Katzen.


Chamäleon.

Der Mauergecko (Platydactylus facetanus) hat einen plumpen, rauhen, mit Warzen bedeckten Körper. Die Zehen der kurzen Füße sind mit blattartigen Erweiterungen versehen, weshalb man der Familie den Namen Haftzeher gegeben hat. Die Oberseite ist hellgrau, graubraun oder schwärzlich mit helleren oder dunkleren Querbinden. Die Bauchseite ist einfarbig weißlich. Die Länge beträgt 12 bis 16 Centimeter.

Der Mauergecko hat seine Heimath in den Ländern um das Mittelmeer, namentlich in Nordafrika, Spanien, Dalmatien und Griechenland, sowie auf den Balearen.

Am Tage verbirgt er sich in hohlen Bäumen, unter Rindenschuppen, in Mauerspalten und menschlichen Wohnungen. Mit dem Dunkelwerden kommt er hervor. „Dann beginnt," sagt Joh. v. Fischer, „das Huschen, das Jagen, die Kämpfe und die Liebeleien, und es ist wirklich ergötzlich, dem Treiben dieses munteren und ränkevollen Völkchens zuzusehen. Sie verlieren ihre Menschenscheu ganz und gar und tummeln sich in Gegenwart zahlreicher Zuschauer ganz ungenirt an Decke und Wänden, auf dem Boden und dem Mobiliar umher. So ist er auf den Balearen in fast allen arabischen Kaffeehäusern, selbst in Gasthöfen ein gewohnter Gast und liebt es, an der Zimmerdecke umherzulaufen, um auf Fliegen, Nachtschmetterlinge, Spinnen u. s. w. Jagd zu machen."

Er kann an Spiegeln, Glasscheiben und anderen polirten Flächen, ja sogar an der Glasdecke des Aquariums mit großer Leichtigkeit und Schnelligkeit umherlaufen und haftet so fest an dem Glase, daß man ihn nur mit Kraftanstrengung von demselben lösen kann. Man glaubte früher, daß die Zehenblättchen eine klebrige Flüssigkeit absonderten und durch dieselbe festhafteten. Allein dies ist ein Irrthum. Die Zehenblättchen stellen vielmehr zwischen sich und dem Glase einen luftverdünnten Raum her und haften durch den Luftdruck an diesem fest.

Ueber kein Thier ist wohl so viel gefabelt, wie über die Geckone; es werden ihnen die unsinnigsten giftigen Eigenschaften beigelegt, und doch ist der Gecko ein völlig harmloses Thier. „An dem Gecko," sagt L. Bonaparte mit Recht, „sieht man ein deutliches Beispiel von der Undankbarkeit der Welt. Dieses Thierchen hat kein anderes Bestreben, als die Orte, welche es mit uns theilt, von Spinnen, Mücken und anderen lästigen Kerbthieren zu reinigen; und für diese Wohlthat bekommt es keinen anderen Lohn als Verleumdung und Verfolgung."

Die vierte Gruppe der Eidechsen bilden die Wurmzüngler, deren lange, wurmförmige Zunge weit vorgeschnellt werden kann. Zu ihnen gehört das Chamäleon (Chamaeleon vulgaris). Der eckige, scharfkantige, helmförmige Kopf mit den großen runden Augen und der lang vorschnellbaren Zunge, der seitlich stark zusammengedrückte Körper mit der schneidigbogigen Rückenfirste, die langen mageren Beine mit den Greifzangen und der lange schneckenförmig zusammenrollbare Schwanz, gewähren einen höchst sonderbaren Anblick. Dazu kommt noch, daß die Färbung des



Doppelschleiche oder Ibijara.

Körpers einem beständigen Wechsel unterworfen ist. Je nach den äußeren Einflüssen und der Stimmung des Thieres zeigt sie alle Nuancen zwischen weiß, fleischfarben, orangegelb, gelbgrün, blaugrün, blaugrau, rostbraun und schwarz. Dieser Farbenwechsel wird bedingt durch verschiedene Färbung der Farbstoffkügelchen in der Haut.

Das Chamäleon lebt in Nordafrika und Andalusien und erreicht eine Länge von 27 bis 32 Centimeter. Es ist ein echtes Baumthier. Mit dem Aufgang der Sonne erwacht es. Das Sonnenlicht ist ihm eine nothwendige Lebensbedingung. Außerordentlich träge und langsam bewegt es sich, einen Fuß vor den andern setzend und mit dem

Schwanze den Zweig schlangenartig umschlingend, vorwärts. Stundenlang sitzt das Thier oft unbeweglich, nur die großen Augen drehen sich nach allen Seiten und beobachten sorgsam die Umgebung. Sobald ein Insekt in die Nähe kommt, schleudert das Thier blitzschnell die lange Zunge bis zu einer Entfernung von 15 bis 20 Centimeter nach demselben; auf dem klebrigen Endknopf derselben bleibt das Insekt kleben und wird in den Mund gezogen.

Die letzte Gruppe der Eidechsen, die Ringelechsen, besitzen einen schlangenförmigen Körper, dessen schuppenlose Haut durch ringartige Furchen in Ringe getheilt ist. Dahin gehört die gemeine Doppelschleiche oder Ibijara (Amphisbaena alba). Der wurmförmige Körper ist auf der Oberseite glänzend gelbbraun, am Bauche bläulichweiß. Der Kopf ist heller als der Rücken. Die Länge des Thieres beträgt 50 Centimeter.

Die Ibijara lebt in Brasilien und findet sich dort namentlich in den Ameisen- und Termitenbauen, wo sie sich von den Larven dieser Thiere ernährt. Auf der Erdoberfläche kriecht sie langsam und unbehilflich wie ein Wurm; dagegen wühlt sie mit großer Geschicklichkeit in der Erde. Von den Eingeborenen werden die Doppelschleicher für giftig gehalten, obwohl sie völlig harmlos sind. Ueber ihre Lebensweise ist noch sehr wenig bekannt.

Künstliche Zähne.

Ein Rückblick auf die Geschichte der Zahnheilkunde.

Von

Theo Seelmann.

Künstliche Zähne erscheinen uns wegen der Vollendung, in der wir sie jetzt sehen, so sehr das Erzeugniß der Neuzeit zu sein, daß wir es gar nicht für möglich halten, auch die Vorzeit könnte sich an den Versuch herangewagt haben, natürliche Zähne durch künstliche zu ersetzen. Und doch hat man sich schon vor Jahrtausenden künstlicher Zähne bedient. Die Erklärung für diese Erscheinung ist wohl darin zu suchen, daß, wenn die alten Kulturvölker auch nicht die gesundheitliche Bedeutung der Zähne erkannten, sie doch ebenso sehr wie wir auf die Schönheitspflege des Körpers bedacht waren.

Wenn nun aber schon eine jede Verunzierung des Kopfes aus naheliegenden Gründen besonders in die Augen fällt, so tritt sie noch mehr hervor beim Munde, da wir ihn ja beim Sprechen öffnen und durch den Sprechakt unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Wenn also auch nicht die Rücksicht auf eine zweckdienliche Gesundheitspflege, so wird doch eine nur zu billigende Eitelkeit der Antrieb dazu gewesen sein, daß man schon frühzeitig für verloren gegangene Zähne nach einem künstlichen Ersatz suchte.

Bereits die alten Egypter verwendeten, wie die Funde von Belzoni in den Sarkophagen beweisen, künstliche Zähne. Da sie roh aus Holz geschnitzt waren, waren sie unmöglich zum Kauen geeignet, sondern dienten nur zur Ausfüllung der Lücken, also als Schmuck. Auch in Griechenland und Rom pflegte man schon in den ersten Zeiten die Zähne sorgfältig, was bei dem hochentwickelten Schönheitssinn der Griechen und Römer nur natürlich erscheinen muß. In der Blüthezeit Roms war der Gebrauch künstlicher Zähne schon ziemlich häufig, wenigstens spottet der Dichter Martial oft über die falschen Zähne der römischen Frauen.

Auch im Mittelalter bediente man sich künstlicher Zähne, die freilich noch mit vielen Mängeln behaftet waren. Zahlreichere Verwendung fanden die künstlichen Zähne jedoch erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Man verfertigte sie aus den Schenkelknochen der Rinder, aus den Zähnen der Rinder, Pferde, Hunde, Pottfische und Walrosse, sowie aus Elfenbein und Perlmutter. So sehr sie in der Form zuweilen vollendet waren, so unähnlich waren sie in der Farbe, obgleich man sie durch Beizen zu verbessern suchte. Man kam daher auf den Gedanken, Menschenzähne zum künstlichen Zahnersatz zu verwenden. Da die Zähne von solchen Personen, die schon längere Zeit im Grabe gelegen, ein mattes Aussehen hatten und außerdem eine große Zerbrechlichkeit besaßen, so suchte man sich die Zähne von solchen Leichen zu verschaffen, die in den Anatomien zu wissenschaftlichen Zwecken verwendet wurden, und bevorzugte namentlich Zähne von Personen, die im Alter von 18 bis 40 Jahren gestorben waren, da diese sich am widerstandsfähigsten erwiesen. Da aber auch ihre Dauerhaftigkeit immerhin nur eine beschränkte war, so schritt man in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Frankreich dazu, künstliche Zähne aus Kupfer herzustellen, die man mit Email überzog.

Die erste Zahnreihe aus Porzellan fertigte der Pharmazeut Duchateau zu St. Germain im Jahre 1774 an. Um dieses Gebiß brennen zu lassen, wandte er sich an eine Porzellanfabrik. Sein Versuch mißlang zuerst, da sich die Masse verbog und einschrumpfte. Erst im Verein mit dem Dentisten Chemant in Paris glückte es ihm nach langdauernder Arbeit, sein Ziel zu erreichen. Chemant verbesserte die Zusammensetzung der Masse noch und erhielt von Ludwig XVI. ein Erfindungspatent. Nach diesem Vorgang beschäftigte man sich auch anderweitig mit der fabrikmäßigen Herstellung von Porzellanzähnen, denen man verschiedene Namen gab. So wurden in London „diamantene Zähne" und in Brüssel „unzerstörbare oder kieselerdige Zähne" angefertigt.

Gegenwärtig sind die englischen und amerikanischen Porzellanzähne unübertroffen. An einem künstlichen Zahn unterscheidet man zwei Theile: den Körper, die Hauptmasse, und den Email, den Schmelz, der dem Zahn als Ueberzug seinen Glanz verleiht. Der Körper wird aus Feldspath, Kieselerde und Kaolin oder Porzellanerde hergestellt, während man zum Schmelz Feldspath mit färbenden Stoffen verwendet. Als Farbstoffe gebraucht man Metalle und Metalloxyde, so Goldoxyd zur Erzielung von Hellrosa, Gold in feinster Vertheilung für Rosaroth, Silberoxyd für Orange, Chromoxyd für Grün, Titanoxyd für Hellgelb und Platinschwamm für Graublau.

Zur Herstellung der Porzellanzähne werden die reinsten und hellsten Arten von Feldspath und Kieselerde verwendet. Der Feldspath wird zuerst geglüht und sofort in kaltes Wasser geworfen. Die zerkleinerten Stücke kommen in eine Mühle und werden unter Wasser auf das Feinste zerrieben. Darauf wird das die zerriebenen Massen enthaltende Wasser durch stufenförmig übereinander stehende Bottiche geleitet, in denen sich der pulverisirte Feldspath

niederschlägt. Der feinste Niederschlag wird gesammelt und getrocknet. Ebenso wird die Kieselerde behandelt. Auch mit dem Kaolin, der Porzellanerde, wird in ähnlicher Weise verfahren.

Die Fabrikationsweise wird von manchen Fabriken als Geheimniß angesehen, im Allgemeinen ist aber die Herstellungsmethode folgende: Die auf das Feinste zerriebenen drei Bestandtheile für die Körpermasse werden nach einem entsprechenden Verhältniß abgewogen und mit reinem Regenwasser versetzt, so daß eine rahmartige Flüssigkeit entsteht, die gründlich umgerührt wird. Nun wird, wie Th. Blau mittheilt, die Masse auf eine reine trockene Gypsplatte gebracht, die das überschüssige Wasser auffaugt. Sodann wird der Teig auf einer glatten Marmorplatte geknetet, mit einem hölzernen Hammer geschlagen und mit Kraft wiederholt auf die Platte geworfen, so daß er ganz gleichartig, und das Schrumpfen beim späteren Brennen gemindert wird.

In gleicher Weise wird der Zahnschmelz aus seinen Bestandtheilen bereitet. Zur Herstellung des Zahnkörpers bedient man sich messingener Formen, die aus zwei Theilen bestehen. Der eine enthält die Lippenfläche, der andere die Zungenfläche des Zahns. Der Hohlraum, der durch das Zusammenfügen der beiden Formtheile gebildet wird, ist um ein Fünftel größer als der fertige Zahn, da sich die Zahnmasse durch das Brennen um so viel zusammenzieht. Nachdem die Form für die Lippenfläche eingeölt worden ist, wird sie zuerst mit etwas Schmelzmasse ausgekleidet, und darüber die kittartige Körpermasse fest gepackt. Darauf werden in die Zungenfläche der Form zwei cylindrische Stiftchen aus Platin eingesetzt, die also an der Rückenfläche des Zahns angebracht sind, und mittelst derer später der Zahn an der Gaumenplatte des Zahnersatzstückes befestigt wird. Man muß zu diesen Stiften Platin

verwenden, weil jedes andere Metall beim Brennen schmelzen würde. Die beiden Formtheile werden schließlich genau auf einander gefügt und dem Druck einer Presse ausgesetzt. Durch den ausgeübten Druck wird die Zahnmasse zu einem festen Ganzen, und ebenso werden alle Erhöhungen und Vertiefungen auf der Oberfläche scharf ausgeprägt.

Darauf werden die Formen zum langsamen Austrocknen der eingeschlossenen Zahnmasse in einen Ofen gebracht. Ist die Masse genügend ausgetrocknet, so werden alle Rauhigkeiten und Unebenheiten an den Zähnen, namentlich aber das an den Kanten hervorgetretene überschüssige Material, mit der Feile und dem Schaber abgetragen. Jetzt werden die Zähne auf Platten von Feuerthon in groben Quarzsand gelegt und der Hitze des Brennofens ausgesetzt. Das Brennen erfordert eine gewisse Erfahrung, denn sind die Zähne zu stark gebrannt, so wird ihre Oberfläche glasig, werden sie zu wenig gebrannt, so entstehen im Schmelz beim Abkühlen Sprünge und Risse. Nachdem die Zähne gebrannt sind, werden sie in der Kühlmuffel abgekühlt.

Die älteste Befestigung der künstlichen Zähne geschah durch Anbinden an die benachbarten natürlichen Zähne. Schon in den egyptischen Mumien findet man künstliche Zähne, die durch einen Faden oder einen Draht an den nebenstehenden Zähnen befestigt sind. Auch in dem Zwölftafelgesetz der Römer wird diese Befestigungsart als eine bekannte Thatsache erwähnt. Als Fäden gebrauchte man solche aus Hanf oder Seide, als Drähte Silberdraht oder Golddraht. Die Befestigung wurde so vorgenommen, daß in die künstlichen Zähne mehrere Löcher gebohrt wurden, durch welche die Fäden oder Drähte gezogen wurden, die man dann um zwei natürliche Stützzähne schlang und durch einen Knoten vereinte. Diese Befestigungsart war lange Zeit die allein gebräuchliche und wurde erst gegen Ende der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durch eine bessere verdrängt.

Da der Einsetzung der Zähne sehr oft eine gewaltsame Entfernung der natürlichen Zähne vorausging, so sei hieran ein kurzer Ueberblick über das Ausziehen kranker Zähne in früheren Jahrhunderten angefügt. Schon im alten Griechenland übte man diese Kunst; es diente dazu ein bleiernes Instrument, das Odontagogon (wörtlich: Zahnauszieher), von dem man im Tempel des Apollo in Delphi ein Exemplar niedergelegt hatte als ein Muster, das würdig wäre, den Nachkommen überliefert zu werden.

Ausführlichere Nachrichten über das Zahnausziehen besitzen wir von dem seiner Zeit hochberühmten Arzt Celsus, der in den dreißiger Jahren vor Christi Geburt lebte. Er entschloß sich erst dann zu einer gewaltsamen Beseitigung des erkrankten Zahnes, wenn alle seine Mittel gegen den Zahnschmerz, wie Opium, Galbanharz, Myrrhen, Bertram, Pfeffer, Senfsamen, Alaun und Schwefel, nicht geholfen hatten. Bevor er den Zahn auszog, löste er das Zahnfleisch rings herum los und rüttelte ihn so lange, bis er sehr locker wurde, weil er einen festsitzenden Zahn auszuziehen für gefährlich hielt und eine Verrenkung des Kiefers befürchtete. Da er bei einem Zahne des Oberkiefers Erschütterung des Kopfes und der Augen besorgte, so ging er in seiner Vorsicht so weit, daß er den Zahn womöglich mit den Fingern herausnahm. Zangen besaß er schon in mehreren Formen, nämlich ein Instrument für die Wurzeln, den Wurzelreißer, und eine Krummzange, die später wegen ihrer Gestalt den Namen Krähenschnabel erhielt.

Schließlich sei noch das Verfahren eines arabischen Arztes Abulkasem, der um das Jahr 1100 lebte, erwähnt. Seine Vorschriften werfen zugleich ein Licht auf die wenig rücksichtsvolle Behandlung, die gemeinhin Personen zu erdulden hatten, die sich einen Zahn ausziehen lassen wollten. Er legte zuerst die Zahnwurzel bloß, suchte dann den Zahn

zu bewegen, rüttelte ihn mit einer schwachen Zange los, faßte ihn dann mit einer stärkeren Zange fest an, hielt mit seinen Knieen den Kopf des Leidenden und zog darauf den Zahn gerade heraus, um ihn nicht abzubrechen. Wenn es jedoch mit der Zange nicht gelingen wollte, nahm er ein hebelartiges Instrument und suchte es unter den Zahn zu schieben. Einen angefressenen, hohlen Zahn füllte er jedesmal aus, um der Gefahr eines Bruches vorzubeugen. Er empfiehlt dabei gehörige Mäßigung der Gewalt, damit es dem Operateur nicht wie den unwissenden und kecken Aderlassern ergehe, die bei ihrem eiligen Ausreißen Kronen und Kinnladen brächen und dadurch den Grund zu großen Uebeln legten.

Im späteren Mittelalter kamen dann zahlreiche Zangen und Hebelinstrumente in Brauch, die ihre recht sonderbaren Namen von der Aehnlichkeit erhielten, die sie in den betreffenden Fällen hatten. So kannte man einen Pelikan, der dem Schnabel eines Pelikans ähnelte, einen Rabenschnabel, eine Hundeschnauze und einen Gaisfuß.

Die Entwickelung der Technik für künstlichen Zahnersatz bis zu ihrer jetzigen Höhe erfolgte in rascheren Schritten erst im 17. und 18. Jahrhundert. In dieser Zeit waren es unstreitig die Franzosen, welche die größten Errungenschaften aufweisen konnten. In der Gegenwart ist ihnen dagegen von den deutschen Fachmännern der Rang streitig gemacht worden, so daß auch auf diesem Gebiet die deutsche Wissenschaft in erster Linie vertreten ist.

An der Grenze des Nanschan.

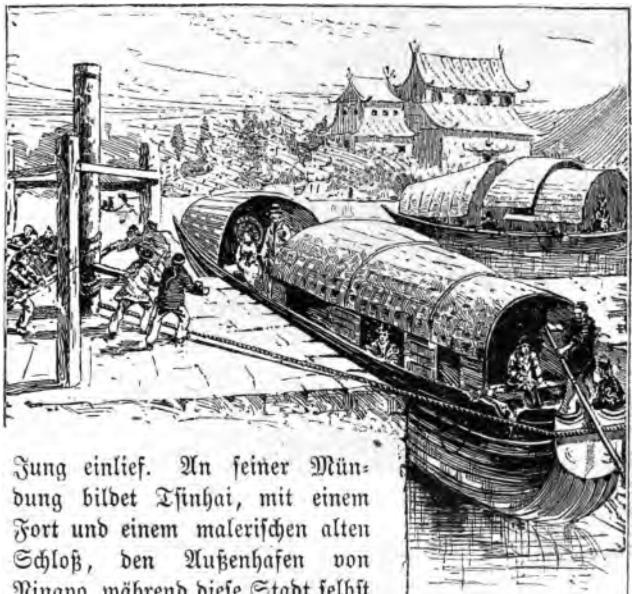
Chinesische Reisebilder von **Hans Gerstner.**

Mit 10 Illustrationen.

„Kennt ihr China? China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen?“ fragt Heinrich Heine. „Das ganze Land ist ein Raritätenkabinet. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und wenn sie sich dort sattsam umgesehen haben und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem kuriosen Land und dem kuriosen Volk.“ Das ist ganz richtig — leider aber sind diese Erzählungen oft genug bloße Märchen, die von einem Berichte in den anderen übergehen und noch immer wiederholt werden, trotzdem gewissenhafte Forschungsreisende längst ihre Unrichtigkeit dargethan haben. Oder es werden uns die chinesischen Verhältnisse in einem falschen Lichte gezeigt, indem die Berichterstatter einfach den europäischen Maßstab anlegen und Alles verurtheilen oder lächerlich machen, was diesem nicht entspricht.

Unter solchen Umständen dürften die nachstehenden anspruchslosen Aufzeichnungen, die nur Selbstgesehenes oder durchaus zuverlässigen Quellen Entnommenes wiedergeben und auf genauer Kenntniß der allgemeinen Verhältnisse im „Reiche der Mitte“ beruhen, immerhin der Beachtung werth sein.

Ein amerikanischer Dampfer brachte uns von Shanghai nach der südlich davon gelegenen Stadt Ningpo, und es war noch früh am Morgen, als unser Schiff in den durch den Zusammenfluß des Jujao und Tenghoa gebildeten



Kanalschleuse bei Ningpo.

Jung einlief. An seiner Mündung bildet Tsinhai, mit einem Fort und einem malerischen alten Schloß, den Außenhafen von Ningpo, während diese Stadt selbst etwa 28 Kilometer weiter stromaufwärts liegt.

Das Gelände, das wir zu beiden Seiten überschauen konnten, war zunächst am Flusse vollständig flach, weiterhin aber hügelig, und dieses Hügelland zieht sich von Ningpo in einer Breite von etwa hundert deutschen Meilen in westsüdwestlicher Richtung durch das ganze südliche China. Dies Gebiet, das seinem Flächeninhalte nach Frankreich und Großbritannien zusammengenommen gleichkommt, und für das Richthofen als besondere Bezeichnung den Namen

„Nanschan", d. h. die südlichen Berge, vorgeschlagen hat, ist die fruchtbarste Gegend von ganz China und liefert beinahe die sämmtlichen Erzeugnisse, welche das „himmlische Reich" nach fremden Ländern ausführt.

Deswegen liegen auch alle die offenen Häfen, welche an dem chinesischen Ausfuhrhandel am meisten betheiligt sind: Shanghai, Kinkiang, Hankau, Ningpo, Futschau, Amoy und Kanton, an der Grenze des Nanschan, auf dessen schiffbaren Flüssen und Kanälen ihnen die Waaren zukommen.

Das Kanalsystem ist ungemein entwickelt, und überall gewahrt man die Wasserläufe, welche das für die Reiskultur unentbehrliche Naß spenden. Vielfach liegt das Niveau dieser Kanäle höher wie der Wasserspiegel des betreffenden Flusses, und es sind alsdann natürlich besondere Vorkehrungen für die Ueberführung der Schiffe nothwendig. Gewöhnlich ist durch hohe Wände eine enge Schleuse hergestellt; man zieht am Spiegel des Schiffes ein Tau durch, und nun heben große, von Menschen gedrehte Winden zu beiden Seiten, das Fahrzeug in die Höhe. Die Grundfläche der Schleuse stellt eine beiderseits geneigte Fläche dar, und sobald das Schiff den höchsten Punkt dieses Winkels erreicht hat, gleitet es langsam in das Wasser auf der anderen Seite hinüber.

Hunderte von Booten gehen wohl im Verlaufe eines Tages durch eine solche Schleuse, und da diese immer nur Raum für die jedesmalige Beförderung eines einzigen Bootes hat, so ist mit dem Passiren von Schleusen immer ein großer Zeitverlust verknüpft.

Schon nähern wir uns der ausgedehnten Stadt, die nicht weniger als 240,000 Einwohner zählt, welche eine lebhafte Industrie in Lackwaaren, Teppichen, Strohhüten und aus Binsen gefertigten Decken betreiben. Auch der Theeexport ist ein sehr bedeutender, wenngleich er durch das nahe Shanghai beeinträchtigt wird.

Der Thee ist nämlich das kostbarste Erzeugniß des Nanschan, in dessen nordöstlichen Theilen die feinsten grünen Theesorten gedeihen, während im Nordwesten der beste schwarze Thee gebaut wird. Die gesammte chinesische Theeausfuhr soll zur Zeit etwa 2,8 Millionen Centner im Werthe von 180 Millionen Mark betragen, und hierzu kommt dann noch der inländische Verbrauch, der aber keineswegs so bedeutend ist, wie bei uns gewöhnlich angenommen wird. Der Thee ist kein in ganz China verbreitetes Getränk: im Norden bildet er für die unteren Klassen nur einen Luxusartikel, und auch im mittleren China benutzt man vielfach Surrogate.



Chinesischer Fahrstuhl.

Ningpo bildet endlich auch den Hauptmarkt China's für Fische, und deswegen sahen wir die ganze Ebene um die Stadt herum mit auffallenden Gebäuden bedeckt, von denen man uns sagte, daß es Eiskeller seien. Sie waren weit höher wie die gewöhnlichen chinesischen Wohnhäuser und mit einem besonders hohen spitzgiebeligen Strohdache versehen. Wie uns ein mit uns fahrender englischer Missio-

nar (Ningpo ist Sitz mehrerer Missionsgesellschaften) erzählte, wird in diesen Eiskellern das zum Konserviren der Fische erforderliche Eis während des Winters sorgsam zusammengetragen. Man sammelt selbst Eis von kaum fünf Centimeter Stärke, zerstampft es, gießt Wasser darüber und läßt es dann im Eishause zu dicken Massen gefrieren.

Kaum hatte unser Dampfer Anker geworfen, als auch schon ein uns befreundeter Landsmann, der sich in Ningpo, das zu den dem fremden Handel geöffneten Traktatshäfen gehört, als Exporteur niedergelassen hat, an Bord kam, um uns zu begrüßen und in sein Heim zu geleiten, wo wir die gastlichste Aufnahme fanden.

Das Straßenleben von Ningpo ist, wie in allen größeren chinesischen Städten, ein äußerst buntes und lebendiges. Man sieht neben den Sänften viele leichte offene Tragstühle aus Weidengeflecht in Gebrauch und außerdem zahlreiche Fahrstühle. Es sind Schiebkarren mit einem einzigen Rade, die von einem Kuli geschoben werden. Zwei Personen haben darauf Platz; sie sitzen mit gegeneinander gekehrten Rücken; die Füße stützt man auf ein Brettchen.

Namentlich viele Mädchen und Frauen der besseren Klassen sind gezwungen, sich dieser Kommunikationsmittel zu bedienen, da sie sich mit ihren verkrüppelten Füßen nur mühsam und schwerfällig bewegen können. Die europäischen Missionare haben sich schon sehr viele Mühe gegeben, diese barbarische Methode der Fußverstümmelung zum Schwinden zu bringen, aber durchweg vergebens. Wenn auch die Eltern geneigt wären, von der durch tausendjährige Uebung geheiligten Sitte abzugehen, so würden die Mädchen selbst sich dem widersetzen und darauf bestehen, die Füße trotz der furchtbaren Schmerzen eingeschnürt zu bekommen, aus Furcht, im anderen Falle als großfüßige Plebejerinnen nicht zur Ehe begehrt zu werden.

Diese eigenthümliche Sitte soll gegen das Jahr 925

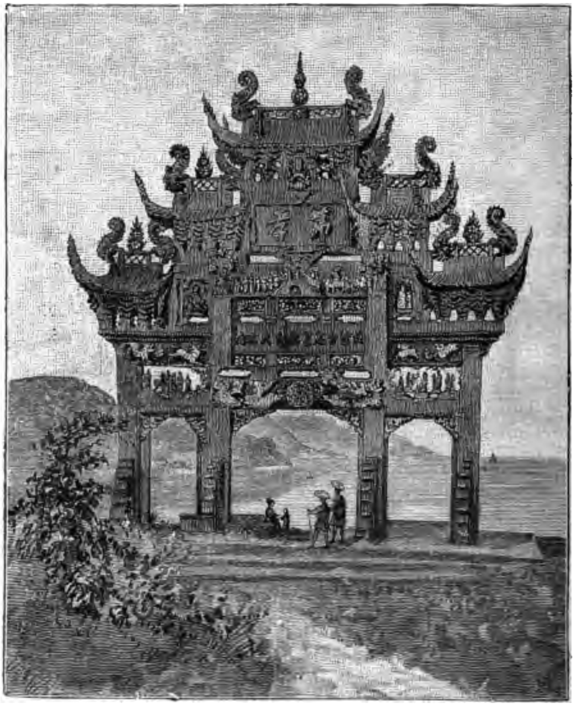
nach Christus aufgekommen sein und folgenden Ursprung haben. Damals regierte ein König mit Namen Tschu Kung, der ein großer Tyrann war; noch viel strenger und despotischer jedoch bezeigte sich seine Gattin Ta Kya. Sie



Ein Schuhverkäufer.

war sehr schön, nur hatte sie verkrüppelte Füße, und um dieses körperliche Gebrechen zu verdecken, umhüllte sie ihre Füße mit allerlei Bandagen und steckte sie dann in kleine Schuhe. Die Damen ihres Hofes folgten bald dem Beispiele ihrer Gebieterin, was gar nicht unglaublich klingt, wenn man bedenkt, wie viele Modethorheiten auch bei uns denselben Ausgangspunkt genommen haben.

Heutzutage besteht das Gesetz, daß keine Prinzessin des regierenden Hauses, sowie keine bei Hofe bedienstete Frau sich die Füße verkrüppeln lassen darf, wodurch den Unterthanen ein gutes Beispiel gegeben werden soll. Dennoch



Ehrenbogen für eine Jungfrau.

tragen aber diese Damen in Nachahmung der Landessitte ganz kleine Schuhe mit so hohen Absätzen, daß sie nur auf den Spitzen der Zehen schreiten können, und umgehen so jene Bestimmung.

Hier im Süden sieht man die „goldenen Lilien", wie

die chinesischen Dichter die verkrüppelten Füße der Frauen nennen, verhältnißmäßig wenig; in den großen Städten überhaupt haben zwei Drittel der Frauen natürliche Füße.

Auf Schritt und Tritt gewahren wir bei einer Wanderung durch die engen und schmutzigen Straßen Neues und Interessantes. In erster Linie fesseln die Läden unsere Aufmerksamkeit, die selten eine breitere Straßenfront aufzuweisen haben, als etwa zehn Fuß, und in der ganzen Breite offen stehen, nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, schmalen Auslagetisch von der Straße getrennt. Mächtige Firmenschilder von möglichst origineller Form und mit schreienden Farben bemalt hängen am Hause oder sind an besonderen Holzständern befestigt.



Ehrenpforte für eine Wittwe.

Vielfach dienen die Läden auch zugleich als Werkstätten, in denen man die Anfertigung der Waaren verfolgen kann. Hier sind feine Elfenbeinschnitzereien zu bewundern, dort staunt man über die Kunst der Juweliere, die das Glanzgefieder gewisser Vögel als Email verwenden, und besonders auch die kostbaren nephritartigen grünen Steine

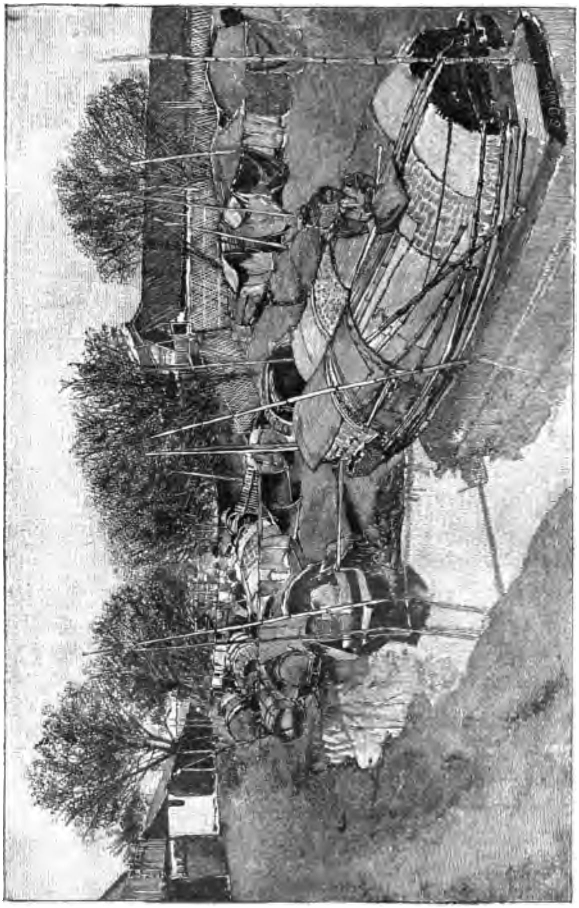
wundervoll zu fassen verstehen. Daneben sind Fächer, künstliche Blumen, Papierlaternen und die prächtigsten feinen Lackwaaren aufgehäuft, und einige Schritte davon steht ein Schuhverkäufer, der behaglich seine Pfeife schmaucht, während er auf Käufer wartet. Gegenüber haben Schneider, Garköche und Fischverkäufer ihre Stände; neben Frucht- und Blumenläden fällt unser Blick auf ein Sargmagazin, und weiterhin bedient ein bezopfter Figaro mit unübertrefflicher Gewandtheit auf offener Straße seine Kunden.

Der Laden eines Geldwechslers veranlaßt uns, einige Mittheilungen über das höchst eigenartige und verwickelte Zahlungswesen China's zu machen. Es besteht die Silberwährung, die Regierung hat jedoch niemals den Versuch gemacht, das Edelmetall auszuprägen. Im Kleinverkehr der Chinesen unter sich ist als Scheidemünze ausschließlich der Kasch (chinesisch: Li) im Verkehr, ursprünglich in Kupfer geprägt, jetzt aber fast nur aus schlechtem Messing gefertigt. Die Kasch reiht man zu je 1000 Stück an eine Schnur auf; 1200 bis 1300 gehen auf einen mexikanischen Dollar, dessen sich die in China lebenden Fremden meist bedienen. In den Häfen wird der Kleinverkehr auch vielfach durch Checks oder einfache Bonds und Marken erledigt.

Das Silber kommt im Verkehr nur in Barren vor und zwar in Form eines Schuhes von verschiedenem Gewicht gegossen; hat man eine Summe von geringerem Werthe zu bezahlen, so muß also ein Stück von dem Schuh abgeschnitten werden. Empfängt man eine Zahlung in Silber, so hat man natürlich letzteres nicht nur auf sein Gewicht, sondern auch auf seine Reinheit zu prüfen, weshalb große chinesische Banken die von ihnen ausgegebenen Barren mit ihrem Stempel versehen, der unter Garantie zugleich Feingehalt und Gewicht kenntlich macht.

Im Großverkehr bildet das Hauptzahlungsmittel der

Taël, der eine gewisse Quantität (34 bis 38 Gramm) Silber von gewissem Feingehalt bedeutet, doch sind die



Ueberdachte Hausboote.

Taël nicht gleichwerthig. Die „Schuhe" gießt man meist im Gewichte von 50 Taël und in Mehrfachen von 50. Es

ist aus dem vorstehend Angegebenen zur Genüge zu ersehen, wie umständlich und schwierig der Bargeldverkehr im „himmlischen Reiche" ist; es hat dieser Umstand daher zur massenhaften Ausgabe von größeren und kleineren Banknoten geführt, wie überhaupt das dortige Bankwesen schon seit Langem verhältnißmäßig gut entwickelt ist.

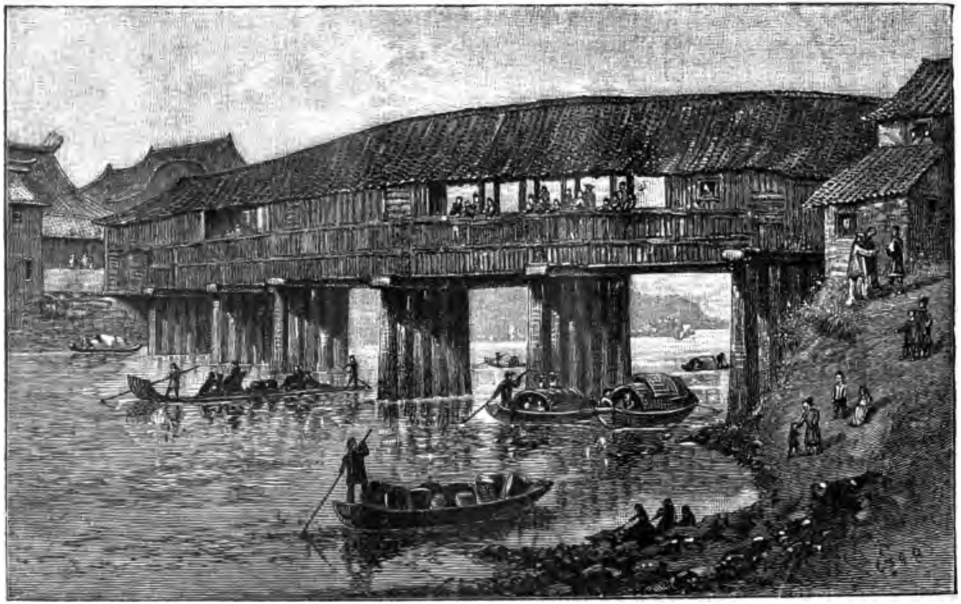
Von öffentlichen Sehenswürdigkeiten hat Ningpo so gut wie gar nichts aufzuweisen; nicht einmal seine Tempel



Brücke von Tyn-tschee, dicht bei Ningpo.

sind sehenswerth. Die große Pagode besteht aus einem schmucklosen hohen Thurm; die Holzgallerien, welche ihn früher umgaben, sind nämlich durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Er ist vierzehn Stockwerke hoch und hat sieben übereinander liegende Fensterreihen; von seiner Plattform hat man eine weite Umschau über die Stadt und die einförmige Ebene, in der sie liegt, bis zu den fernen Hügeln des Nanschan.

Recht angenehm ist namentlich in der kühlen Abendstunde ein Spaziergang über die alten grauen Stadtmauern und Wälle, wo es im Gegensatz zu dem nimmer



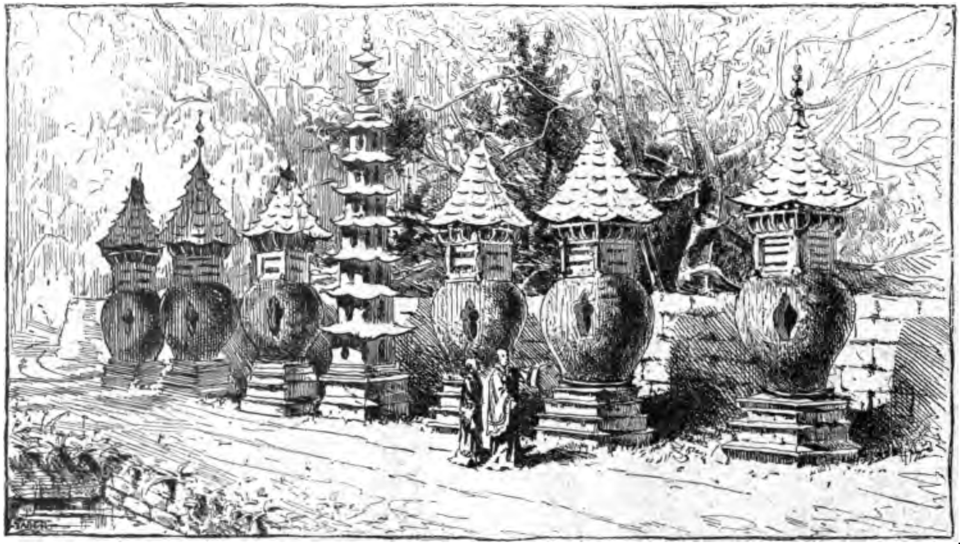
Merkwürdige Brücke bei Kongte o.

rastenden Straßengewühl und Lärm in der inneren Stadt ganz still und einsam ist. Der Chinese betrachtet das Spazierengehen nämlich als eine unverantwortliche Zeitverschwendung; deshalb trifft man hier draußen Niemand, als die tatarischeu Schildwachen.

Vor dem Westthore sahen wir verschiedene Bauwerke in Form von Ehrenpforten und Triumphbögen, und vernahmen auf Befragen, daß sie mit besonderer kaiserlicher Erlaubniß zur ehrenden Erinnerung an Bräute, welche nach dem Tode des Verlobten seinen Verlust zeitlebens im jungfräulichen Stande betrauert haben, oder an solche Wittwen errichtet werden, die schon in jungen Jahren den Gatten verloren haben und ihm dennoch treu geblieben sind, indem sie sich nicht wieder vermählten.

Zu einem Ausfluge nach dem großen Buddhistenkloster Tien Dong (d. h. der himmlische Knabe) mietheten wir eines der auf allen chinesischen Flüssen zahlreich verkehrenden überdachten Boote, die man Hausboote nennt, und die neben der Kabine auch eine kleine Küche besitzen. Nachdem wir eine Zeitlang flußaufwärts gefahren waren, wurde in einen Kanal eingebogen, über den verschiedene Brücken führten. Sehr stattlich war die Brücke von Tyn-tschee, dicht bei Ningpo; noch origineller aber die Brücke bei Kongke'o, die wir auf einer späteren Tour zu sehen bekamen. Das Bauwerk ruhte auf einzelnen in die Höhe gerichteten Steinblöcken, trug ein Strohdach und hatte an beiden Enden eine Reihe von Läden wie die Rialtobrücke in Venedig, mit der es freilich sonst in keiner Weise zu vergleichen war.

Unser Schiff legte bei Siao Bah an, von wo eine langsam ansteigende gewundene Kunststraße zu dem noch etwa 7 Kilometer entfernten Kloster führte. Die Hügel, über die der Weg ging, waren mit prächtigen, in den verschiedensten Farben schimmernden Azaleen bedeckt; weiterhin



Aschenkrüge vor dem Kloster Tien Dong.

schritten wir bald zwischen grünen Feldern und mächtigen Bambusdickichten dahin, oder der Weg war mit einer Doppelreihe von Nadelbäumen eingefaßt.

In der Nähe des Klosters erregten unsere Verwunderung seltsam geformte rothe und graue Steingefäße, die zur Seite des Weges aufgestellt waren; sie dienen zur Aufnahme der Asche des im Heiligthum verbrannten Weihrauches. Auch machte unser Führer uns darauf aufmerksam, daß jeder neunundzwanzigste Wegstein mit einer eingehauenen Lotosblume verziert war.

Das Kloster lag im Hintergrunde eines kleinen See's mit klarem Gewässer, und nahm sich mit seinem ursprünglich rothen, aber von der Zeit zu einem matten Grau gebleichten Gemäuer und dem hohen, schweren Strohdache darüber gar nicht übel aus. Das eigentliche Heiligthum, in das wir zunächst geführt wurden, war eine geräumige und auf mächtigen Pfeilern ruhende Halle, deren Hauptschmuck drei vergoldete Buddhastatuen bildeten, die von einem ebenfalls vergoldeten Wolkenhimmel überragt wurden. Die Figuren sind mindestens 40 Fuß hoch und befinden sich auf einem Postament von 10 Fuß Höhe. Sie stellen den Buddha in tiefer Versenkung dar. Zwischen ihnen gewahrt man zwei kleinere Figuren, welche Jünger des Buddha darstellen, und vor ihnen noch kleinere Bildwerke des Weisen in der sogenannten Lehrstellung.

Es muß bemerkt werden, daß der im Jahre 65 n. Chr. von Indien nach China verpflanzte Buddhismus hier zum Theil entartet ist, und alle die Götter, Halbgötter und Heroen, welche China von Alters her besaß, in sich aufgenommen hat, freilich nur als Diener des Buddha. Der Buddhismus hat auch in ganz China zahlreiche Tempel, Klöster und Pagoden; überall sieht man die in gelbe oder graue Gewänder gehüllten Mönche, die oft genug den Reisenden durch ihre Betteleien lästig fallen.

Auch die Mönche von Tien Dong sind persönlich arm, aber ihr Kloster ist desto reicher, da es fortwährend von



Buddhastatuen im Heiligthume des Klosters Tien Dong.

wohlhabenden Chinesen aufgesucht wird, die gegen schwere Bezahlung für verstorbene Angehörige Gebete darbringen

lassen, wie ja der Kultus der Verstorbenen und Ahnen das ganze Leben der Chinesen durchzieht und beeinflußt.

Das Kloster hatte etwa hundert Mönche, von denen viele einen recht guten Eindruck machten, während manche echte Verbrecherphysiognomien zeigten. Dies wunderte uns auch nicht mehr, als wir erfuhren, daß die Betreffenden vor dem Arm der strafenden Gerechtigkeit in dies Asyl geflüchtet seien, da das gelbe Gewand und der geschorene Kopf des Mönches den Verbrecher vor Strafe schützen. Wir nahmen eine ganz vegetarische, aber trefflich zubereitete Mahlzeit von neun Gängen ein, wofür wir — zu sechs Personen — nach deutschem Gelde kaum eine Mark zu entrichten hatten, und begaben uns dann wieder nach unserem Schiffe, um nach Ningpo heimzukehren.

Einen zweiten Abstecher unternahmen wir nach dem an landschaftlichen Schönheiten reichen und wegen seiner zahlreichen Azaleen berühmten sogenannten Schneethale. Dann war unsere Zeit abgelaufen, und wir mußten mit dem nächsten Dampfer Ningpo mit seinen freundlichen Gastgebern und die fruchtbaren Gefilde des Nanschan wieder verlassen.

Mannigfaltiges.

Eine lohnende Doppelrolle. — Der unter Kaiser Nikolaus bekannte Komiker des kaiserlichen Theaters zu St. Petersburg, A. Martynow, wendete sich einst an den Fürsten Wolkonskij, den kaiserlichen Intendanten, mit der Bitte, ihm einen Urlaub und eine Geldunterstützung zu einer Reise zu gewähren, wurde aber abschläglich beschieden. Allein Martynow verlor nicht die Hoffnung. Er erfuhr nämlich, daß der Kaiser den Fürsten meist zu bestimmter Stunde besuche, und fand sich zu dieser Zeit, kurz vor dem Erscheinen des Kaisers, wieder im Vorzimmer des Fürsten ein.

„Was machst Du hier, Martynow?" fragte ihn der Kaiser, als er an ihm vorbeiging.

„Ich wollte, Majestät, meine Bitte um Urlaub wiederholen."

„Komm' mit mir, ich werde Dein Fürsprecher sein beim Minister."

So trat er in Begleitung Martynow's in das Kabinet des Fürsten und sagte zu Letzterem: „Ich habe einen Bittsteller mitgebracht . . . Ja aber" — mit diesen Worten wendete er sich an Martynow, „zuerst mußt Du mich spielen, also mich kopiren."

Martynow gerieth in Verlegenheit. „Das kann ich so nicht, Majestät, da ich dazu Garderobe brauche."

„Dummes Zeug, spiele, wie Du es verstehst; es bleibt ja Alles unter uns."

So mußte nun Martynow sich dem kaiserlichen Wunsche fügen. Er erbat sich wenigstens den Helm des Kaisers, den ihm dieser lachend darreichte. Hierbei muß bemerkt werden, daß der Schauspieler ziemlich hager war, von nicht großer Gestalt, daß

ihm also der Helm zu groß und breit war. Martynow setzte jedoch den Helm auf, richtete sich empor, streckte den rechten Fuß vor, hob den Kopf in die Höhe und fragte den Minister, indem er die Stimme des Kaisers täuschend nachahmte: „Durchlaucht, wie sind Sie mit dem Schauspieler Martynow zufrieden?"

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, nahm er schnell den Helm ab, nahm vor dem Kaiser die Haltung Wolkonskij's an und antwortete mit der Stimme des Letzteren unter tiefer Verbeugung: „Sehr zufrieden, Majestät!"

Sofort setzte er den Helm wieder auf und fuhr im Tone des Kaisers fort: „Wenn Sie, Fürst, mit Martynow zufrieden sind, so lassen Sie ihm tausend Rubel auszahlen und geben ihm drei Monate Urlaub."

Dann fuhr er wieder als Minister fort: „Soll sofort geschehen, Majestät!" —

Der Kaiser lachte unaufhörlich und sagte schließlich: „Wenn Martynow in meinem Namen Dir befohlen hat, ihm tausend Rubel zu geben, so gib sie ihm. Er ist dessen werth als vollendeter Komiker. — Ich danke Dir, Du hast uns sehr amüsirt, erhole Dich ordentlich und schone Deine Gesundheit."

Diese Anekdote ist nach den eigenen Worten Martynow's aufgezeichnet, der sie mit Vorliebe erzählte. —bn—

Ein praktisches Froschhaus, das einerseits allen Frosch- und Schwanzlurchen einen behaglichen Aufenthalt und andererseits den Naturfreunden Gelegenheit bietet, sie mit Muße und Bequemlichkeit zu beobachten, läßt sich am besten folgendermaßen herstellen. Ein länglich-viereckiger Glaskasten von 30 Centimeter Länge, 22 bis 24 Centimeter Tiefe und bis zu 16 Centimeter Höhe, dessen Wände dicht verkittet sind, wird mit feiner Drahtgaze abgeschlossen. Man füllt ihn mit Wasser, in dem die Lurche sich zeitweise aufhalten und namentlich ihren Laich absetzen. Ueber den Wasserspiegel erhebt sich ein zerklüfteter, höhlenbergender Tuffsteinfelsen, an dem sich oben seitwärts eine große Muschelschale mit Gartenerde und allerlei Blattgewächsen lehnt. Neben dieser Muschelschale bringt man noch andere hübsche Muscheln an, welche für die Insassen Herbergen und Verstecke abgeben. Im Dach des Glaskastens muß oben eine kleine Blechklappe an-

gebracht werden, durch deren Oeffnung man Fliegen und andere lebendige Kerbthiere in das Innere thut. Das Wasserbecken wird mit Wasserpest, Hornkraut, Froschlöffel und anderen Wasserpflanzen versehen, welche ein dichtes Pflanzengewirr bilden müssen. An der einen Schmalseite des Froschhauses wird endlich noch ein vier=



Froschhaus.

eckiger Holzkasten mit einem breiten, sich in das Innere öffnenden Schlitz angehängt und befestigt. Auf seinen Boden kommt eine drei Finger dicke Lage von feinem, trockenem Sande, darüber eine gleiche von weichem Moos, in dem man wieder einige hohl=gelegte Muscheln und Steine anbringt. Diese Vorrichtung dient als Winterherberge, die nach Belieben von den Bewohnern des Froschhauses aufgesucht werden kann. Auf dem Holzkasten steht

ein Blumentopf mit Epheu oder einem anderen Rankengewächs zur Dekorirung. Das Wasser im Bassin des Froschhauses hält sich durch den Einfluß der Pflanzen stets rein und braucht niemals erneuert, sondern immer nur nach Maßgabe der Verdunstung nachgefüllt zu werden. Noch reiner bleibt es, wenn man einige kleine Fische und verschiedene Schnecken darin hält, die alle hineinfallenden Fliegen und Mehlwürmer verzehren. Endlich muß für das Einsetzen von Salamandern, Molchen, Fröschen und Kröten zum Zusammenhausen beachtet werden, daß manche der Größeren die Kleinen ihrer eigenen oder der anderen Arten begierig verzehren; namentlich der Teichfrosch ist ein arger Räuber. Man muß darnach die aufzunehmenden Arten beschränken oder das Froschhaus entsprechend größer machen. F. R.

Der Diebsriecher von Breslau. — Es ist unzweifelhaft festgestellt, daß jeder der menschlichen fünf Sinne ganz besonders ausgebildet oder geschärft werden kann. Bei den meisten Menschen ist der Geruchsinn nur schwach ausgebildet, und doch gibt es einzelne Völkerschaften, bei denen er ganz vorzüglich entwickelt ist, so z. B. bei gewissen Indianer- und Negerstämmen. Auch bei einigen Europäern hat sich der Geruchsinn — allerdings durch fortwährende Uebung — in ganz besonderer Weise bemerkbar gemacht, so bei dem „Diebsriecher von Breslau", der im Jahre 1850 die dortigen Gerichte stark beschäftigte. Ueber diesen interessanten Menschen hat Medicinalrath Ebers einen aktenmäßigen Bericht veröffentlicht, dem wir Nachstehendes entnehmen: Einem Schäfer der Breslauer Gegend war aus wohlverschlossenem Kasten eine Summe Geldes entwendet worden. Zur Wiedererlangung derselben und zur Ermittelung des Diebes nahm er die Dienste eines Taglöhners L. in Anspruch, der bei den Nachbarn im Rufe eines „Diebsriechers" stand. Der Wundermann kam, beroch den Kasten, durchforschte schnüffelnd das ganze Haus und fand endlich das Geld in einem Lederbeutel auf dem Hofe versteckt. Der dem Beutel anhaftende Geruch half ihm dann auf die Spur des Diebes, und zwar bezeichnete er die eigene Tochter des Bestohlenen als die Schuldige.

Das Mädchen wollte jedoch diese Beschuldigung nicht auf sich sitzen lassen, und so gelangte der Vorfall zur Kenntniß der Be-

hörde, die nun ihrerseits den Diebsriecher wegen Betruges und Verleumdung vor Gericht zog. Bei der Verhandlung stellte sich indessen heraus, daß der Beklagte nicht nur in diesem, sondern auch noch in sehr vielen ähnlichen Fällen richtig gerochen hatte!

Auch nahm der Riechvirtuose keinen Anstand, auf Verlangen des Richters sogleich Beweise von seiner ungemeinen Feinnasigkeit abzulegen, indem er nach der oben angegebenen Methode nur mittelst des Geruches jeder Gerichtsperson die ihr gehörige Kopfbedeckung nachwies, den Besitzer einer Brieftasche unter den Anwesenden ausfindig machte u. dergl. m.

Auf Befragen der ärztlichen Sachverständigen gab er an, daß er schon als Knabe Personen am Geruch zu unterscheiden und von denselben berührte Gegenstände am Geruch zu erkennen vermocht habe — mit den Jahren aber sei diese Fähigkeit noch gewachsen, und so habe er aus dem Aufsuchen versteckter Sachen und der Ermittelung der Verstecker allmälig ein Geschäft gemacht. Unser Diebsriecher wurde daraufhin von der Anklage entbunden, nichtsdestoweniger aber gereichte schließlich dieser Prozeß ihm oder vielmehr seiner Nase zum Verderben. Der dadurch erlangte Ruf verschaffte ihm eine ausgedehnte Kundschaft, er erwarb mühelos verhältnißmäßig viel Geld, ergab sich dem Trunke, und zog sich im Rausche durch einen Fall auf den Hinterkopf eine Verletzung zu, an der er starb. K. St.

Napoleon als Jäger. — Bei Gelegenheit des Erfurter Kongresses vom Jahre 1808 wurden unter vielen anderen Vergnügungen den hohen Gästen zu Ehren auch kaiserliche Jagden, namentlich sogenannte Hasentreibjagden, in welchen die unglücklichen Hasen wie in einem Kessel zusammengetrieben wurden, veranstaltet. Vorher hatte jedoch Berthier, Fürst von Neuchatel, der neben seiner Stellung als Generalstabschef noch die eines Oberjägermeisters bekleidete, die genaueste Erkundigung über Art und Weise dieser Treiben eingezogen. Er bestand darauf, daß für die Schützen tiefe Löcher gegraben wurden: und der Erfolg that diese Vorsichtsmaßregel als eine keineswegs unnöthige dar. Kaiser Alexander von Rußland stand neben Napoleon, die französischen Marschälle und Generale zu beiden Seiten. Als der erste Hase sich zeigte, verschwanden sämmtliche Offiziere mit Blitzesschnelle

in ihren Versenkungen, denn Napoleon, der kein großer Jäger, beziehungsweise Schütze vor dem Herrn war, schoß rücksichtslos auf die Stützen seines Reiches, auf Langbeine, Schützen, Treiber ꝛc. Als die Jagd vorüber war, und man die Gewehre einpackte, fragte Berthier den General v. Müffling, ob keine Verwundung vorgekommen? und rief dann hoch erfreut: „Dieu merci!“ als ihm verneinend geantwortet wurde. —ck.

Ein halbirter Sarg. — Der Vater des berühmten Dichters Karl Gutzkow bekleidete die Stelle eines Bereiters im Marstall des Prinzen Wilhelm, eines Bruders König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen. Er war von Natur leicht aufbrausend, aber auch schnell versöhnlich. Seine Gattin, eine tüchtige Hausfrau, hatte ihr gut Theil Evaschlauheit geerbt und konnte wohl heiter sein, aber das Leben selbst nahm sie ernst. Solche haushälterische Tugenden hatte die Mutter des Dichters auch nöthig, da sie mit drei Kindern verschiedenen Alters (der älteste Sohn August war dreizehn Jahre alt, als Karl geboren wurde) wörtlich auf die vier Wände ihrer Wohnung angewiesen war, die nur aus einer einzigen großen Stube bestand. Die Küche hatte sie noch dazu mit der Frau eines Kollegen ihres Mannes, des schwarzen Lorenz, der als Vorreiter beim Prinzen angestellt war, zu theilen. Und wie so oft auch hier, wo sich die Dinge so nah im Raume drängten, bestand zwischen diesen Frauen ein bitterer Haß, der die Küchenhälfte der Anderen wie Feindesland mied und Grenzverletzungen grimmig ahndete. Erst ein herbes Geschick, das die eine der Frauen traf, ward zum Friedensstifter. Der Todesengel kehrte ein, raubte der Nachbarin ein herziges Töchterchen, den Spielkameraden des kleinen Karl, und wurde zum Engel des Friedens. Der Sarg der kleinen Leiche konnte nicht in der Wohnstube bei den weinenden Geschwistern und Eltern bleiben, er mußte während der drei Tage, in welchen die Pietät die Todten dem Schoße der Erde noch vorenthält, in der Küche aufgestellt werden. Eine heftige Gemüthsbewegung ergriff die beiden Frauen, es schmolz ihr Haß, und die scheidende Grenzlinie schwand.

„Das Kind mit dem Lockenhaupt lag halb im Gebiet seiner Mutter, halb im Gebiet der Nachbarin, hier das Haupt, da die Füße, der Feuerherd wurde zum wirklichen Altar. Ueber dem

zum Tage der Bestattung weißgeschmückten, rosen- und myrtenumkränzten kleinen Kinde reichten sich die Mütter weinend die Hände und blieben ihr Leben lang verbunden, verbunden in aller Liebe."

Diese Schilderung der traurig-schönen Episode hat später der berühmte Sohn in seinem Buche „Aus der Knabenzeit" gegeben, das, voll köstlicher Offenbarungen eines tiefinnerlichen Seelenlebens, eine wahre Perle unserer Literatur ist; der im Lobe karge Friedrich Hebbel äußert in einem Brief an den Dichter, daß sie zu dem Rührendsten gehöre, was er kenne. D—C.

Marschall Daendels, welcher in den französisch-holländischen Zeiten Gouverneur von Java war, und mit großer Kraft und Festigkeit die Zügel der Regierung in seiner Hand hielt, und durch seinen wahrhaft eisernen Willen Außerordentliches vollbrachte, war, wie sich das begreifen läßt, wenig beliebt, ja viel gefürchtet und gehaßt. Eines Tages war eine Gesellschaft von Offizieren bei einem gemeinsamen Mahle versammelt. Als man die Gesundheit des Gouverneurs ausbrachte, weigerte sich ein älterer Hauptmann, dieselbe mitzutrinken, weil er von demselben zurückgesetzt werde, und er ihm daher feindselig gesinnt sei. Ohrenbläser gibt es überall. Ein solcher eilt zur Stunde, da das Gastmahl vorüber war, zu Daendels und hinterbringt ihm das warm. Am anderen Tage ladet der Gouverneur den Hauptmann zur Tafel, und er muß der Einladung folgen. Gegen das Ende der Tafel bringt ein Adjutant des Marschalls dessen Gesundheit aus. Alle Anwesenden erheben sich und stoßen an — nur der Offizier bleibt sitzen und macht es, wie Tags zuvor. Vergeblich winken ihm seine Freunde. Er bleibt ruhig sitzen, als ginge das Gesundheittrinken ihn nichts an.

Da springt Daendels auf, zieht seine Pistole und ruft ihm zu: „Mit dieser Pistole hätte ich Euch erschossen, wenn Ihr feige genug gewesen wäret, Eurer Ueberzeugung untreu zu werden. Ihr seid ein Mann von Ehre und Muth. Hier meine Hand! Ich ernenne Euch hier vor Euren Kameraden zum Major!" C. T.

Wo ist die Frau? — Johann Sobieski von Polen rettete bekanntlich im Jahre 1683 Wien, das damals von den Türken hart bedrängt wurde. Die Veranlassung aber des Eingreifens